

**Zeitschrift:** Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde  
**Herausgeber:** Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel  
**Band:** 20 (1922)  
  
**Artikel:** Wernhard Huber, der helvetische Grossrat und Basler Dichter  
**Autor:** Wernle, P.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-113247>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## **Wernhard Huber, der helvetische Grossrat und Basler Dichter.**

Von Prof. P. Wernle.

---

Der Apotheker Wernhard Huber ist hauptsächlich dadurch bekannt, dass er an der Basler Revolution von 1798 tätigen Anteil nahm, von seinen Mitbürgern erst zum Präsidenten der Basler Nationalversammlung und dann zum Repräsentanten Basels im helvetischen Grossen Rat gewählt wurde und in den entscheidenden Jahren 1798 bis 1800 als der bedeutendste Parlamentarier Basels in diesem ersten schweizerischen Parlament hervortrat. Ausserdem war er in Basel als Dichter bekannt durch sein Prosaaufsätze und Verse vereinigendes Bändchen „Funken vom Herde seiner Laren, der Freundschaft, der Wahrheit, dem Scherze“ vom Jahre 1787. Da er seine späteren Lebensjahre in Bern zubrachte, verblasste sein Andenken in der Vaterstadt rasch. Dem Verfasser, der Huber anfänglich bloss als Politiker und Dichter kannte, sind verschiedene, bis dahin unbekannte Quellen zuhanden gekommen, aus denen sich Bruchstücke zu einer freilich sehr unvollständigen Lebensgeschichte des merkwürdigen Mannes ergeben. Die Lücken sind leider immer noch gross, und es wäre zu wünschen, dass noch weitere Nachrichten aus jener Zeit uns Aufschluss geben möchten. Immerhin treten gewisse Hauptzüge seines Charakters nun in ein helleres Licht.

Johann Wernhard Huber wurde am 22. Februar 1753 geboren als erster und einziger Sohn des Hans Jakob Huber und der Ursula, geb. Schnell. Er verlor seinen Vater schon drei Monate nach seiner Geburt, die Mutter im Jahr 1760, also mit sieben Jahren. Dem jungen Knaben war dadurch das schwere Los beschieden, als Waise ohne den Segen elterlicher Führung sich den Lebensweg zu erkämpfen.

Das schliesst aber nicht aus, dass er ein festes geistiges Erbgut aus seinen ersten Kinderjahren mitbekommen hat. Das

war die Frömmigkeit der Brüdergemeinde, die im grosselterlichen Haus in der Apotheke an der Schiffflände ein Zentrum gefunden hatte und in deren Geist der kleine Wernhard Huber gleich mit den ersten Kinderjahren tief eingetaucht worden war.

Die Herrnhuter waren damals noch eine junge und neue Erscheinung. In den letzten Wochen des Jahres 1738 war der norddeutsche Bruder Biefer in Basel eingetroffen, von Herrnhag her, dem damaligen Hauptsitz des Herrnhutertums, dem durch die Intoleranz der sächsischen Lutheraner Herrnhut für eine Zeit lang so gut wie verloren ging. Zuvor war der Basler Pietist Johannes Brandmüller in Herrnhut gewesen, und dieser Brandmüller stellte in Basel die Verbindung her zwischen dem ältern Basler Pietismus und dem neu angekommenen Bruder Biefer. Kaufmann Lukas Fattet, Mitglied des Grossen Rats, ein Pietist der ältern Richtung, nahm den Herrnhuter in sein Haus auf. Sehr rasch schlug die neue Lehre in den Herzen der Basler Studenten ein; allerlei unruhige Seelen beiderlei Geschlechts, obschon in der Mehrzahl Frauen, schlossen sich an, auch einer der Basler Hauptpfarrer Emanuel Ryhiner zu St. Leonhard, der nun seine Predigt und Seelsorge auf den herrnhutischen Ton der Jesusliebe stimmte. Es entstand eine richtige religiöse Bewegung; man zählte die Anhänger im Laufe von wenig Wochen zu drei, vier Hunderten. Vom 16. bis 21. Januar 1740 weilte dann der Graf von Zinzendorf selber in unserer Stadt; er fand hier ein stattliches Volk: gegen 400 in ordentlichen „Banden“ eingerichtet und dazu noch etwa hundert erweckte Seelen mit loserem Anschluss. Die Basler Sozietät hat später sich gerne als eigene Gründung des Grafen betrachtet; doch hat er nur geerntet, was Bruder Biefer zuvor säete, wenn auch die fünf Tage seines Hierseins einen Höhepunkt im Leben der Basler Frommen bedeuten mussten. Allein in den nächsten Jahren schon begann eine Krisis innerhalb der Sozietät, die sich über viele Jahre erstreckte und öfters die künftige Existenz des Herrnhutertums in Basel in Frage stellte.

Anfänglich hatte die Brüdergemeinde in Basel nur mit dem Widerstand der orthodoxen Kreise zu rechnen gehabt,

denen jede neue religiöse Bewegung verdächtig erschien und die ängstlich auf dem Althergebrachten bestanden. Dann aber kam es zum Streit zwischen dem Brüdertum und dem ältern Pietismus, als zwischen zwei ausserordentlich verschiedenen Weisen der Frömmigkeit: die einen eben so fröhlich und frei wie die andern pedantisch gesetzlich und verdrossen, die einen im Besitz des Friedens und der Seligkeit, wie die andern in ewiger Unruhe und Selbstquälerei. Dieser Grundsatz musste doppelt scharf hervortreten, weil die Herrnhuter gerade in diesen Jahren zu einer krankhaften und höchst gefährlichen Übertreibung ihrer antipietistischen Grundsätze neigten, wodurch sie den Frommen alten Stils furchtbares Ärgernis gaben und sich selbst in den Ruf einer Leichtfertigkeit ohne Mass brachten. Aber zu alldem kam erst noch ein dritter Gegensatz hinzu: der Basler Geist sträubte sich gegen den fremden Eindringling, der von Herrnhag aus seine Befehle und Losungen bezog und daran arbeitete, viele der ernstesten und tüchtigsten Basler zur Auswanderung in die Gemeinde zu bewegen. Hier lag speziell der Grund, dass der Leonhardpfarrer Emanuel Ryhiner, anfangs der Anwalt der Herrnhuter innerhalb der Basler Geistlichkeit und der theologische Berater der Sozietät, zum Bruch mit den herrnhutischen Emissären getrieben wurde. Es entstand ein *Schisma* in der kleinen Gemeinschaft. Pfarrer Ryhiner arbeitete mit dem grössern Teil in der Weise des Basler Pietismus; eine kleine Gruppe von Frauen und ein paar Männer dagegen hielten treu zur Gemeinde und ihren Sendboten und kannten keine grössere Seligkeit, als in Basel sich als Glieder der Gemeinde zu fühlen, der sie am liebsten ganz und gar, auch durch örtliches Beisammensein, angehört hätten. Die peinliche Spannung zwischen den beiden Kreisen liess erst im Lauf der Jahre nach, und es gelang schliesslich noch zu Lebzeiten des Grafen eine Konsolidierung der Sozietät im herrnhutischen Sinn und Geist, ja 1757 brachte die Gegenwart des Grafen in Basel ein neues Anschwellen der Begeisterung und Liebe, sodass von da an die Krisis völlig überwunden erscheint. Bei jenem Besuch machte der Graf Bekanntschaft mit Isaak Iselin und riss den so ganz anders gearteten Basler



zu einem wahren Enthusiasmus für seine Person hin, das deutlichste Zeichen, dass hier eine ursprüngliche, dem zopfigen Zeitgeist weit überlegene religiöse Kraft sich offenbarte.

Es war notwendig, diesen Hintergrund der Basler Sozietätsgeschichte zu skizzieren, weil Wernhards erste Jugend uns ganz in dies enge, fromme Milieu versetzt.<sup>1)</sup> Sein Grossvater, der Apotheker Johann Wernhard Huber, geboren 1698, hatte sich 1729 mit Valerie Zwinger verheiratet, und beide Grosseltern zeigten starke Neigungen zum Pietismus. Man findet ihre Namen zwar nicht in den ältesten Aufzeichnungen der Herrnhuter aus der Gründungszeit der Basler Sozietät; damals standen Fattet, der Pfarrer Ryhiner und die drei ledigen Schwestern Hugo im Vordergrund dieser kleinen Geschichte. Dennoch lässt sich ziemlich sicher vermuten, dass entweder Bruder Biefer oder der Graf von Zinzendorf selbst sie durch das Feuer seiner Rede gewonnen hat, denn nur so ist es zu erklären, dass sie im Jahr 1742, als es in Basel zur Spaltung kam, bei dem kleinen Kreis der Getreuen ausharrten. Die Frau Valerie Huber ging ihrem Mann voran, sekundierte von ihrer älteren Schwester Maria Magdalena Zwinger, und von einer Schwester ihres Mannes, die alle in der Schwesternversammlung der Sozietät ihr geistiges Heim fanden. 1742 taucht ihr Name zuerst in Briefen nach Herrnhag an die Gemeinde auf. „Wir sind hier,“ schreibt die Catton Hugo, „ein kleines, geringes Häuflein, das sich verbunden und gemeinschaftlich dem Lamme zu Füssen legt, acht Schwestern, Huber, Zwinger, Uhl, Lachel, Lauberer, Müller. Wir sind unter einander herzlich verbunden, wollen des Heilands ganz werden und nicht anders selig werden als durch Jesu Blut allein.“ Um die gleiche Zeit aber liest man in einem andern Brief: „Huber in der Apotheke ist vom Heiland ergriffen und sehr herzlich und einfältig; aufs Neujahr abend waren die Männer mit ihm bei einem Liebesmahl im Segen beisammen.“ Immerhin steht der Name Johann Werner Hubers auch in den nächsten Jahren nicht an der Spitze der von den Männern an die Gemeinde

<sup>1)</sup> Das folgende auf Grund der Akten des Unitäts-Archivs Herrnhut R 19 C 4.

adressierten Schreiben; er hat nicht von ferne die Bedeutung für die kleine Gemeinschaft gehabt wie seine Frau. Diese, die Valerie Huber, trat, zumal nach dem Weggang der beiden Schwestern Hugo zur Gemeinde, an die Spitze der Basler Schwesterngesellschaft und wurde 1744 samt ihren Freundinnen und Mitarbeiterinnen, der Magdalena Uhl, der Margret Lauberer und der leiblichen Schwester Zwinger, auf ihren Wunsch in die Gemeinde zu Herrnhag aufgenommen; die vier Freundinnen feierten das Ereignis in Basel mit einem Liebesmahl, bei dem sie ein Lied sangen und in Tränen zerflossen. Eine Reihe von Briefen der Frau Huber an die Gemeinde sind uns erhalten. Man sieht auf der einen Seite daraus, wie wichtig ihr auch im Rahmen des Gemeinschaftslebens ihre engere Familie war: sie möchte, schreibt sie 1744, so gern, dass ihr kleines Kindlein — es ist der erst 1743 geborene Johann Friedrich — bewahrt bleibe, dass ihre drei andern Kinder (Valerie, Hans Jakob und Margarete) möchten des Heilands werden, dass ihr Mann zu was Ganzem kommen möchte. Aber die Höhepunkte in ihrem Leben, das waren doch nicht Familientage, das waren die Zeiten, da Brüder aus der Gemeinde heimlich und anfangs nur auf kurze Zeit in Basel auftauchten und das so schwach glimmende Feuerlein der Basler Sozietät zu heller Glut der Begeisterung anfachten. Da werden denn die glühendsten Dankbriefe jeweilen nach dem Weggang eines solchen Bruders nach Herrnhag gesandt. Merkwürdig sind diese Briefe der Valerie Huber auch in sprachlicher Hinsicht; man kann nämlich alle Wandlungen der Herrnhutersprache während jener aufgeregten Jahre darin verfolgen, und es gibt keine damalige herrnhutische Geschmacklosigkeit, die sich nicht in diesen Briefen dokumentierte. Seit 1745 figuriert Valerie Huber als Vorsteherin der verheirateten Schwestern; in ihrem Haus geben sich die Mitarbeiterinnen Rendezvous; dorthin bringt man heimlich die durchreisenden Brüder, wenn sie eine Zusammenkunft mit den Basler Schwestern halten wollen. Wie sehr aber auch der Mann mitmachte, zeigt ein Wunsch, den er 1745 nach Herrnhag an die Gemeinde melden lässt: er möchte gern einen Gesellen aus der Gemeinde für seine Apotheke haben, damit er selbst die Gemeinde besuchen könne. Ob es zu

diesem Besuch des Grossvaters Huber in der Gemeinde wirklich kam, ist sehr die Frage; dagegen trat ein anderes höchst erwünschtes Ereignis ein: der Graf von Zinzendorf kam 1751 nach der Schweiz und hielt sich vom 1. bis 9. August in Montmirail auf den Gütern der Familie von Wattenwyl auf. Unter den zahlreichen Besuchern von nah und fern war auch Valerie Huber, die schon am 9. August dem verreisenden Grafen einen Abschiedssbrief nachsandte, „an den lieben Papa“, wie sie ihn nannte, den „Herzenspapa“, wie es in spätern Briefen heisst. Das Verhältnis zur Gemeinde war dadurch in das ganz persönliche Verhältnis zum Grafen umgesetzt. In Abwesenheit des Grafen war seitdem Montmirail das Eldorado auch für die Basler Sozietätsglieder; wollte man sich rein erbauen im Kreis gleichgesinnter Seelen, so traf man sich gemeinschaftlich in Montmirail. Bei einem solchen Besuch in Montmirail ist Grossvater Huber, als er 1757, diesmal ohne seine Frau, aber begleitet von seiner Tochter und Sohnsfrau, dorthin reiste, während einer Andacht vom Schlag getroffen worden, dort gestorben und offenbar auch begraben worden, denn die Basler Totenregister nennen seinen Tod nicht. Frau Valerie reiste sogleich hin, fand aber die Einsegnung schon vollzogen. Wir haben dann noch Briefe von ihr aus den Jahren 1758 und 59, worin sie dem Grafen ihren gerührten Dank ausspricht dafür, dass er 1757 endlich das Basler Häuflein selbst besucht und gestärkt hatte. Es war ihre letzte grosse Lebensfreude gewesen. Sie selbst war durch den Tod ihres Mannes vom Chor der verheirateten Schwestern zum Witwenchor hinüber versetzt worden. Das vermehrte womöglich noch ihr Ansehen; sie stand als „Mama Huber“ oben an unter den Frauen der Basler Sozietät. Wenige Monate nach dem Tod Zinzendorfs ist auch sie gestorben, im November 1760, von den Sozietätsgliedern allgemein beklagt.

Warum ich das alles hier erzähle? Es gibt keine bessere Einführung in den Geist der frühesten Jugend des spätern Baslerischen Politikers Wernhard Huber. Er ist ja ganz im grosselterlichen Haus erzogen worden, da er so bald nach seiner Geburt den Vater verlor. Die Grossmutter aber hatte kein sehnlicheres Anliegen, als ihn bei der Gemeinde unterzu-

bringen, womöglich ganz. 1759 erhielt sie die Erlaubnis, ihr Grossöhnlein Wernhard und dazu den kleinen Philipp Gemuseus nach Neuwied mitzubringen zu einem Besuch bei der dortigen Gemeinde; Wernhard war damals sechs Jahre alt. Nach einem Monat kehrte die Grossmutter von Neuwied zurück, allein, wie es heisst; ihr Grosskind blieb dort. Die eine Tante Wernhards, die ledige Valerie Huber, war schon zuvor in Herrnhut gelandet und nur noch auf Besuch in Basel. Es bestand die Absicht, dass auch Wernhards Mutter, Frau Ursula Huber-Schnell, nach Herrnhut reisen sollte für definitiv; der Tod kam ihr zuvor im Oktober 1760, da sie eben ihren Entschluss ausführen wollte. Eine zweite Tante, Margarete Huber, ist ebenfalls nach Herrnhut übergesiedelt und dort 1795 gestorben. Man erkennt daraus die ungeheure Anziehungskraft, welche das Leben in der Gemeinde und ganz speziell in Herrnhut für die Huber besessen hat. Wäre es auf sie angekommen, Wernhard Huber hätte Basel mit einer der Gemeinden im deutschen Reich vertauscht. Dass es jedoch nicht dazu kam, das werden die andern Basler Verwandten durchgesetzt haben. Die Apotheke verlangte, dass ein Huber in Basel bleibe, der sie weiter führen könne. Das entschied schliesslich. Aber es hing an einem Faden, dass Wernhard Huber nicht seiner Vaterstadt verloren gegangen und ein voller Herrnhuter geworden wäre.

Wichtig auf alle Fälle ist die Eigenart der Religion, in die hier sein kindliches Gemüt eingetaucht wurde. Es war reine Gefühlsreligion mit dem Zentrum der Jesusliebe und dem Hintergrund einer starken Jenseitigkeit. Diese Frömmigkeit wurde nicht gelehrt, sondern eingesungen und gebetet. Ihre Stärke war die Unmittelbarkeit der Empfindung, die Freude und Seligkeit des Gefühls. Es war einem wohl bei diesen frommen Festen im kleinen Kreis, wo alles Anschauung, Andacht, Begeisterung war. Das offizielle Christentum der Basler Kirche litt damals unter arger Trockenheit und Übermass der Reflexion; der Verstand dominierte auch in dem Gebiet, das sich seiner Natur nach ihm entzieht. Bei den Herrnhutern dagegen lebte Herzensreligion, die gerade für das kindliche Gemüt die stärkste Anziehungskraft besass. Dazu jene ungeheure Ehrfurcht vor dem Grafen, der so virtuos alle Töne dieser Herzensreligion zu

handhaben verstand — „beinahe das sublimste Genie unseres Jahrhunderts,“ schrieb Huber von Zinzendorf 30 Jahre hernach.

Zunächst aber liegt gerade über der Jugend Wernhard Hubers ein Dunkel, das nur ganz wenige zusammenhanglose Nachrichten spärlich zu erhellen vermögen. Fest steht, dass er einige Zeit über den Tod seiner Mutter hinaus in der trefflichen herrnhutischen Erziehungsanstalt zu Neuwied verblieben ist. Er hatte dort gleich im ersten Jahr den Basler Anton Stähli, damals Vorsteher der Brüder in Neuwied, als Leiter über sich, und es bildete sich zwischen den beiden ein Band, das noch nach zehn Jahren nicht vergessen war. Der junge Wernhard war empfänglich für viel Liebe, die ihm die Brüder in Neuwied erwiesen, und behielt ihnen gegenüber eine grosse Dankbarkeit. Dann aber — es wird zu Anfang der 60er Jahre gewesen sein — wurde er nach Basel zurückberufen, durchlief die Basler Schulen und wurde 1766 in der philosophischen Fakultät unserer Universität immatrikuliert. Er kam in diesen Basler Jahren ziemlich rasch in andere Geistesströmungen und entfernte sich von der Einfalt seiner herrnhutischen Erzieher, freilich ohne Beeinträchtigung seiner zähen Neigung zur alten Jugendfrömmigkeit. Vom Sommer 1769 ist uns ein Brief des in Schaffhausen weilenden Wernhard Huber an Anton Stähli, damals Arbeiter am Brüderwerk in der Ostschweiz, erhalten, aus dem sowohl das Eingeständnis einer Abkehr vom Herrnhutismus wie der Wunsch eines neuen Anschlusses an die alten, lieben Freunde spricht.<sup>1)</sup> Er dankt den Brüdern, dass sie ihm ihre Liebe erhalten haben auch in den Zeiten seiner Entfremdung und versichert sie gleichfalls seiner Hochachtung und Liebe.

„O welch Vergnügen, den über alles zu lieben, der sein Blut für uns vergossen hat und uns wieder so herzlich liebt! Ich ersuche Sie, mir Ihre Liebe beizubehalten, und ich verspreche ihnen, dass Sie künftig mehr Freude an mir erleben sollen. Ich weiss, der liebe Heiland wird mir dazu beistehen.“

Der künftige Apotheker machte seine Lehrzeit im Geschäft des Hieronymus Bernoulli, Materialist in

<sup>1)</sup> Unitäts-Archiv Herrnhut R 19 C 16, Abschrift eines Briefes von Wernhard Huber an Anton Stähli vom 4. Juni 1769.

Basel, und begab sich zur weitem Ausbildung nach Berlin, wo er von 1771 bis Ende März 1772 als Gehilfe unter dem Verwalter Martin Heinrich Klaproth in der Apotheke des verstorbenen Valentin Rose arbeitete; er benützte diesen Aufenthalt in Norddeutschland zum Besuch bei den beiden Tanten in Herrnhut.<sup>1)</sup> Nach Basel zurückgekehrt übernahm er die Leitung der Huberschen Apotheke und verheiratete sich am 10. Juni 1776 mit Judith Streckeyen, einer Frau, an der er mit schwärmerischer Liebe hing, die ihm aber durch ihre fortgesetzte Kränklichkeit viel schwere Sorgen bereitete. Von den Kindern, die sie ihm gebar, scheinen einige in früher Jugend gestorben zu sein; Melchior, der älteste, wurde ihm 1778 geboren, im Dezember 1781 sodann Johann Wernhard, der Hubers beste Freunde, den Pfarrer Lavater und den Kandidaten Joh. Friedrich Miville, zu Pathen bekam. Gleich nach der Verheiratung traten Wernhard Huber und seine Frau in die Basler Sozietät ein, wo man den Enkel der berühmten Schwester Valerie mit besonderer Freude aufnahm.<sup>2)</sup> Es fehlte damals wenig, dass Huber auch seinen Jugendfreund Miville in die Brüdergemeinde mit hereingezogen hätte.<sup>3)</sup> Etwas später schrieb Christoph Tobler, aus der Zeit seines Hauslehreramtes in einer Basler Familie, an seinen Zürcher Meister Lavater, Huber, mit dem er intim befreundet war, pflege alles nicht Herrnhutische mit dem Besen auszufegen.<sup>4)</sup>

Allein es wäre durchaus verkehrt, sich den Huber dieser Zeit völlig unberührt vom Zeitgeist zu denken, so warm auch seine Liebe zu Herrnhut brennen mochte. Das Gegenteil ist der Fall, Huber hatte sich in seinen Basler Schul- und Studienjahren eine sehr vielseitige Bildung erworben, hauptsächlich durch ein unbändiges Lesen in allen fremden Sprachen; seine

---

<sup>1)</sup> Die Mitteilungen über die Lehrzeit verdanke ich brieflicher Auskunft des Herrn Dr. A. Huber, Rechtsanwalt.

<sup>2)</sup> Unitäts-Archiv Herrnhut R 19 C 17, unter Mitteilung vom 7. März 1777 mit der Bemerkung „schon im vorigen Jahr“.

<sup>3)</sup> vgl. Euch. Kündig, Erinnerungen an J. Fr. Miville 1851.

<sup>4)</sup> Christoph Tobler an Lavater, Brief ohne Datum im Lavaterarchiv.



spättern Gedichte und Prosaaufsätze beweisen es.<sup>1)</sup> Er zitiert mit Vorliebe Weisheitssprüche der alten Griechen und Römer, beherrscht die französische Literatur, kennt seinen Petrarca, während er dagegen Shakespeare, Young und Ossian in der deutschen Übersetzung zitiert. In der deutschen Literatur zeigt er sich völlig bewandert mit der ältern wie der zeitgenössischen Dichtung, also mit den Haller, Uz, Rabener, Hagedorn, Gellert, wie mit Lessing, Herder, Haman, Goethe. Schon diese vielseitige Lektüre deutet auf autodidaktisches Studium. Auf der Universität dürfte Huber nicht allzu viel in sich aufgenommen haben, ermangelte doch die damalige Baslerische Universität jedes überragenden, vorwärts führenden Geistes. Immerhin kennt Huber sehr wohl die zünftige Schulphilosophie, er hat logisch denken gelernt, er besitzt einen starken Eindruck von den ungestümen Fortschritten der Naturwissenschaft, er kennt die verschiedenen Systeme der Moral, ist vertraut mit dem Naturrecht. Aber er weiss auch von der neuesten Philosophie, die im Gegensatz zur zünftigen Universitätsweisheit aufkommt, er hat Kant zu lesen versucht, hat durch Jakobi von David Hume vernommen, anderseits weiss er von dem anonym erschienenen Buch des tiefsinnigen Theosophen Saint Martin, betitelt „Erreurs et vérité“, und von Swedenborgs Phantasien. Man kann sagen, wenn man diese ganze vielseitige Lektüre überblickt: Wernhard Huber stand auf der Höhe der Bildung seiner Zeit, was äusserliche Kenntniss betrifft; ob er die Sachen alle zu verdauen wusste, ist eine andere Frage. Nicht zu vergessen ist, dass er in dem Basel Isaak Iselins aufwuchs. Durch Iselins Einfluss drang in Basel ohne Kampf und Lärm, aber um so nachhaltiger, die Aufklärung in die gebildeten Kreise der Stadtbevölkerung ein; es bildete sich in der Nähe des bedeutenden Mannes eine neue freie Atmosphäre, in der die Ideale der Humanität, der Toleranz und der Philanthropie eine gewisse Selbstverständlichkeit gewannen. Davon scheint auch Huber aufs stärkste berührt zu sein; er spricht die Sprache dieses

---

<sup>1)</sup> Das folgende auf Grund der „Funken“, zum Teil auch der Briefe Hubers an Lavater im Lavater-Archiv (Zentral-Bibl. Zürich).

Kreises und lebt in ihren Idealen wie in einer Welt der Selbstverständlichkeit.

Moderne Geistesrichtung und Mitgliedschaft der Herrnhuter Sozietät — wie ist das zusammenzureimen? Man wird wohl annehmen müssen, dass Huber eine Zeitlang zwei Seelen neben einander in sich verband, schiedlich friedlich, den Herrnhuter mit dem frommen Gefühl, den jungen Aufklärer und Philosophen mit dem Verstand, und sich vorläufig an dem Widerspruch der beiden Seelen nicht stiess — vorläufig, denn auf die Dauer musste allerdings die eine Seele die andere abstossen. Und einmal — es muss vor 1780, vor der Bekanntschaft mit Lavater gewesen sein — kam die Krisis, der Bruch, als Huber, wie er später einmal von sich schreibt, freier zu denken und die fremden Ketten abzuwerfen wagte. Selbst dann freilich vermochte er auf die Pietät gegen das herrnhutische Wesen nicht zu verzichten, er behielt seinen Respekt, ja seine Begeisterung für das Genie des Grafen für Jahrzehnte noch, ja er stimmte ihm nach wie vor darin bei, dass Gott nicht vom Verstand begriffen, sondern vom Herzen gefühlt und geschmeckt werden müsse. Aber die Christusreligion der Herrnhuter, ihre Konzentration des Göttlichen in dem Mann mit Blut und Wunden, die ist ihm völlig zerronnen, ähnlich wie sie später Schleiermacher für lange Zeit zerronnen ist. Seine Religion weitete sich in der Aufklärungsluft zu einer Beziehung der Seele zum Weltengott aus, und ihr trat zur Seite jene Moral- und Tugendlehre, welche von den Herrnhutern gerade so geringschätzig behandelt worden war. Das war ein dezidierter Abfall, einerlei, ob Huber sich selbst es eingestand oder nicht. Aber noch viel leidenschaftlicher wurde sein Widerwille gegen die orthodoxe Kirchenlehre mit ihrer steifen Verständigkeit und Demonstrationssucht für Wunder und Geheimnisse. Das Wort „orthodox“ bedeutet für Huber fast ein Schimpfwort, er sagt uns selbst, dass die Frommen ihn einen Freigeist schelten, und das ist er auch, gemessen am Masstab der damaligen Basler Kirchlichkeit. Allein irgendwelche kirchenstürmende Tendenzen dürfen wir ihm deshalb beileibe nicht zutrauen. Die Kirche war damals Staatssache, und dem Staat, seinen Gesetzen



und Ordnungen brachte Huber mit den meisten seiner Zeitgenossen, Iselin nicht ausgenommen, eine gewaltige Ehrfurcht entgegen. Wäre es auf ihn angekommen, er hätte in der Kirche alles beim Alten gelassen und von den Staatsbürgern ihre unbedingte Respektierung verlangt mit einer Ausnahme: Gewähr vollkommener Duldung für den Privatglauben, das Privatdenken, solange es die Grenzen des Respekts vor den geltenden Einrichtungen nicht überschreitet. Genau wie Iselin unterschied Huber scharf zwischen der äussern Religion, der Gesellschaftsreligion, der Kirche und zwischen der innern Religion des Herzens, verlangte für diese Freiheit von Kirche und Obrigkeit, für jene umgekehrt Anerkennung und äussere Respektierung auch von den Freidenkenden. Die Scheidung wäre einfach gewesen, wenn nicht die Frage der Pressfreiheit und der Zensur auch Huber Kopfzerbrechen gemacht hätte. Machte sich ein Ausländer wie der Göttinger Professor Schlö z z e r lustig über die Unfreiheit der Eidgenossen und die harte Herrschaft ihrer Zensur, so konnte Huber als Anwalt der Einschränkung des freien Wortes auftreten mit der Begründung: „Wir lieben Ruhe und Frieden, und der grösste Teil unter uns hängt noch an der Religion und den Sitten der Väter, wobei wir uns so lange wohl befunden.“ Wenig Seiten zuvor dagegen beginnt er eine seiner Tiraden mit dem Ausruf: „Nicht einen Gedanken, der nur ein bisschen nach Heterodoxie riecht, darf man niederschreiben — keinen Mund voll über Religion philosophieren — Calvin und Zwingli haben uns die Grenzl意思 gezogen; bis hieher und nicht weiter!“ Völlige Freiheit für den philosophischen Schriftsteller! lautet die Forderung dieses Aufsatzes. Beides stimmt nicht zusammen; jene Unterscheidung der äussern und der innern Religion versagt bei der Frage der Äusserung der persönlichen Überzeugung in Wort und Schrift. Aber solche Fälle traten nicht jeden Tag auf, und im ganzen liess sich damit doch schiedlich friedlich leben.

Somit wäre Huber vom Basler Pietismus zur Basler Aufklärung übergegangen dank seiner vielseitigen Lektüre und dem Einfluss des Iselinschen Kreises. Die Popularphilosophie des Aufklärungsjahrhun-

der ts bildet sozusagen das zweite Stockwerk seiner geistigen Entwicklung. Wir begegnen bei Huber in den Briefen an Lavater wie mehr noch in den Aufsätzen der „Funken“ der typischen Sprache der Aufklärung. Es sind gewisse immer wiederkehrende Begriffe: Vernunft, Tugend, Vollkommenheit, Glückseligkeit, in denen sich sein ganzes Denken bewegt. Die treibende Kraft ist ein gewaltiger Fortschrittsglaube, der mit Stolz zurückschaut auf die Epochen der Barbarei und der Finsternis. Aber der Fortschritt darf das rechte Mass nicht überschreiten: Unglaube wäre gleich verkehrt wie Aberglaube, während Glaube mit Vernunft den richtigen Mittelweg geht. „Ich behalte meine Vernunft bei meinem Glauben,“ kann Huber erklären. „Ich bin von dem Dasein Gottes durch meine Vernunft überzeugt, ich verehere ihn als das Wesen der Wesen.“ Totus ratio, zitiert er wiederholt aus Seneca, Gott selbst ist ganz Vernunft, und zwar eine ewig notwendige Vernunft als oberste Notwendigkeit, die wir denken müssen. Den Weg zu Gott geht Huber in der Weise der Leibniz-Wolffischen Philosophie lieber von den logischen Denkgesetzen aus als von der Natur, die neben den göttlichen Werken doch auch Übel zeigt. Gott ist höchste Denknöthigkeit, das genügt. Huber stellt ihn sich gern vor als den Inbegriff aller Vollkommenheiten, der intellektuellen, der moralischen. Weil er so vollkommen ist, darum verdient er die höchste Anbetung von allen Menschen zugleich mit dem Verlangen, ihm nachzustreben. „Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist,“ das war für diese Philosophie das wichtigste Jesuswort. Am stärksten aber zieht die Liebe Gottes den Menschen zur Gottesliebe und zur Nächstenliebe hinan, denn Liebe ist der Gipfel aller göttlichen Vollkommenheit. „Liebet Gott über alles und euren Nächsten so wie euch,“ das ist das zweitgrösste Wort Jesu in der Bibel Hubers. Und die Liebe macht die Liebenden glücklich, sie ist zugleich Gebot und Genuss. Denn Glückseligkeit ist des Menschen Zweck, sie ist Genuss der Vollkommenheit, der sinnlichen, der intellektuellen, der moralischen; die Vereinigung aller dieser Vollkommenheiten ist die höchste Glückseligkeit des Menschen. Unmittelbar darauf kann Huber schreiben:

„Also sei mässig, fleissig und sparsam, denn Mässigkeit erhält dich gesund, Fleiss und Sparsamkeit macht reich. Gute Organe, Geld und Kredit sind die Mittel zum Genuss und Wirksamkeit in diesem Leben.“ Wie nahe grenzt da das Erhabene an das Lächerliche! Aber er fährt fort: „Sei weise, Erkenntnis geht allem voran. Sie lehrt dich Wahrheit; Gehorsam der Wahrheit ist Weisheit. Diese ist die Mutter der Tugend. Sei tugendhaft, denn die Glückseligkeit jedes sittlichen Wesens ist die eigentliche Vollkommenheit und die höchste“ etc. Man könnte noch lange in dieser Weise einen abstrakten Begriff aus dem andern ableiten. Original ist nichts daran. Aber es ist die Sprache, die zum Beispiel auch der junge Schiller in seinen ersten wissenschaftlichen Aufsätzen gehandhabt hat. Man sprach sie damals im ganzen gebildeten Deutschland. Sie löste die ältere biblische Sprache ab. Für jene erste und zweite Generation muss sie mit einem besondern Glücksgefühl begleitet gewesen sein, man atmete hier freie weite Luft, das Konfessionelle und Sektenhafte der frühern Kultur war abgestreift, man wusste sich als Mensch, als Denker.

Aber das Merkwürdige in Hubers Entwicklung kommt erst. Wernhard Huber gehörte nicht jener Generation an, die sich durch freimütige Verstandeskritik das Recht zu einer neuen Weltanschauung erstmalig erkämpft hatte wie die Iselin, die Bodmer, die Zellweger. Im Gegenteil, er fand in seinen Bildungsjahren die Herrschaft der alten Orthodoxie bereits gebrochen, den Verstand, die Reflexion auf den Thron gesetzt und damit einen biblischen Intellektualismus durch einen rationalen Intellektualismus abgelöst. Dagegen setzte eben damals die Reaktion des Herzens, des Gefühls, der Leidenschaft ein, die wir in der Literaturgeschichte als die Zeit von Sturm und Drang zu bezeichnen pflegen. Haman, Herder und der junge Goethe gaben in Deutschland die Losungen der neuen jungen Antirationalisten aus, in Zürich fanden sie bei Lavater und seinen Jüngern ein lautes Echo, in dem Winterthurer Kaufmann fand die Richtung ihre Karikatur. Es war aber eine Bewegung, die nicht an einzelnen Führern hing, sondern aus der geistigen Lage, dem verhängnisvollen Übergewicht der trockenen zergliedernden Reflexion über alle Herzens- und Gemütskräfte mit innerer Notwendigkeit als Reaktionserschei-

nung und Jugendbewegung entsprang. In Pestalozzis „Abendstunde eines Einsiedlers“ hat diese Richtung auf Unmittelbarkeit, Herzlichkeit, Gefühligkeit ihr klassisches Dokument gefunden. Nach Basel trug sie Ende 1776 der begeisterte Lavaterjünger Christoph Tobler, damals Hauslehrer in der Familie Burckhardt-Forcart, die mit Isaak Iselin verschwägert war.<sup>1)</sup> Klar und scharf empfand die ältere Generation den Gegensatz dieser neuen Geniekultur. „Tobler ist ein ausnehmender Kopf, ein Genie, das sich besonders auszeichnet,“ schrieb Iselin wenig Wochen nach Toblers Ankunft in Basel, aber, fügt er hinzu: „Ich kann mich nicht in die neue Philosophie dieser Genies finden, an deren Spitze Goethe steht. Mich dünkt, es sei da etwas ausser den Schranken der Ordnung, und ein besonderer Schwindelgeist treibe eine Menge Köpfe herum. Auch unser Lavater ist hierin nicht ganz frei und auch nicht mein Freund Schlosser. Ich weiss nicht, was ich mit der Empfindsamkeit machen soll, die der Abgott dieser Leute ist. Ich verehere die Empfindsamkeit, aber ich möchte doch meine gesunde Vernunft dabei behalten.“ Anfangs Januar 1777 erzählte ihm der junge Tobler, er sei zu einer Zusammenkunft mit dem Theologen Herder, dem Dichter Lenz, dem Philanthropen Kaufmann in Emmendingen bei Schlosser eingeladen, also einem „Rendez-vous der Antirationalisten,“ meint Iselin. Und nochmals im gleichen Jahr: „Der Lehrer meiner Neffen macht sich nichts aus dem St. Galler Zollikofer (einem der Lieblinge der ältern Aufklärergeneration); seltsam wie die Leute von der Sekte Goethes und Herders den Rest der Menschen verachten!<sup>2)</sup>

Freilich Zürich war damals wie heute die Prophetenstadt, Basel war keine. Dem zu nüchterner Reflexion und boshafter Kritik geneigten Geist unserer Stadt war das Treiben der Genies im Grunde fremd. Und doch liess sich die Jugend auch hier einmal mitreissen, Lavaters frische, natürliche, alle Bildungs- und Standesgrenzen durchbrechende Herzlich-

<sup>1)</sup> vgl. P. Wernle, Der Verfasser des Fragments „Natur“, im Journal von Tiefurt, Sonntagsblatt der Basler Nachrichten 1920, Nr. 2.

<sup>2)</sup> Isaak Iselins Äusserungen über Tobler und Sturm und Drang in seinen Briefen an Frey und an Sal. Hirzel. (Staatsarchiv Basel.)

keit, Unmittelbarkeit, Natürlichkeit übte auch auf junge Basler ihren Charme. Der junge Jakob Sarasin, der junge Wernhard Huber sind dafür Zeugen; sie darf man als Vertreter von Sturm und Drang in Basel nennen in mehr als einer Hinsicht, obschon weder der eine noch der andere dadurch in so schroffen Gegensatz zum Kreis der Iselinschen Aufklärung geriet wie der Zürcherische Lavaterkreis.

Für Huber speziell liegt die Erklärung seines Nichtbefriedigtseins durch die landläufige Aufklärung schon in seiner Jugendgeschichte. Die herrnhutische Frömmigkeit, in der er als kleines Kind erzogen wurde, liess, auch als er sich ihrem Vorstellungskreis entzog, doch jenen Drang zur Unmittelbarkeit, zur Gefühligkeit zurück, der aufs stärkste dem Reflexionswesen der Aufklärer widersprach und sich durch gar keine Verstandesdemonstration befriedigen liess. Von dieser Seite war er geradezu prädestiniert für die neue Gefühlsrichtung, und es ist nun nicht mehr verwunderlich, wenn Huber noch in den „Funken“ wiederholt Zinzendorf und einmal sogar das mährische Brüdergesangbuch zitiert. Der Graf hatte in einem besonders berühmten Jugendgedicht die Unbegreiflichkeit Gottes besungen in einer Strophe, die sich Huber tief einprägte:

„Es spreche, du verborg'ner Gott,  
Ein Mensch, was eigentlich dein Wesen,  
Und werde nicht dabei zum Spott  
Vor allen, die den Ausspruch lesen!“

so sagt, meint Huber, „beinahe das sublimste Genie unseres Jahrhunderts und hat, wenn nirgends, hier recht.“ Gott erkennen ist unmöglich, das war freilich nicht Zinzendorfs Meinung, der vielmehr in Jesus Christus Gott leibhaftig zu greifen meinte, aber ein Mann wie Huber hörte nur das erste, die Widerlegung des Rationalismus, aus des Grafen Reden heraus. Auf der andern Seite schien ihm das Ergebnis des philosophischen Denkens überhaupt an Herzlosigkeit zu leiden. Notwendigkeit das letzte Wort des Verstandes, „aber unser Herz schreit nach Freiheit.“ Es war Jakob, der bei seiner Untersuchung des Spinozismus Lessings Verstand und Herz derart auseinander gerissen hatte, dass jener zum Fatalismus, dieses zum Freiheits-

glauben drängt. Der Gefühlsphilosoph Jakobi war ein Mann nach dem Herzen Hubers. Und was er zum Teil ebenfalls durch Jakobi von H u m e, dem englischen Skeptiker, und von K a n t, dem Zerstörer aller Metaphysik als Wissenschaft, vernahm, musste ihn, selbst wenn er im einzelnen einem Kant nicht zu folgen vermochte, ebenfalls unsicher machen in der Zuversicht zum rationalen Denken. Das heisst genauer: Huber mit der einen Hälfte seines Geistes, als Verstandesmensch, der er war, fuhr fort, im rationalistischen Schema zu denken und zu forschen, aber seine andere Hälfte, alle Gemütskräfte, bäumten sich gegen dies kahle Wissen von Gott und der Notwendigkeit auf und verlangten eine Befriedigung auf anderem Wege. Damit waren die Voraussetzungen gegeben für das Lauschen Hubers auf alle Stimmen aus dem irrationalen Reich. H a m a n, der Magus des Nordens, mit seiner Verkündigung des unsichtbaren und unbekannten Gottes und einer Vernunft und Religion, die den Sinnen des Zeitalters ebenso verborgen und unbekannt sind wie der unsichtbare und unbekannte Gott, wurde auch Hubers Prophet. Agnostizismus, würden wir heute sagen, aber Gott hat seine Seite, wo er dem einfachsten Menschenherzen zugänglich ist, das ist die Liebe, die nur nicht vom Verstand zu zergliedern, sondern einfach zu erleben, zu geniessen ist. Warnt doch mit Recht Herder: „Wehe dem, der an diesem Gottesbande fasert und es in seidne Flocken auflöst!“ Auch der nordische Seher S w e d e n b o r g weiss davon: „Das Leben selbst des Menschen ist seine Liebe, und wie die Liebe ist, so ist der ganze Mensch, denn das innere Denken ist völlig so wie seine Neigung oder Liebe.“ Also Gottes Wesen Liebe, des Menschen Wesen Liebe und beide darin im tiefsten Wesen eins. Aber das waren wieder Gedankengänge, das war wieder Reflexion, und Huber dürstete nach Erlebnis, nach dem Übergedanklichen, dem Überschwenglichen, und damit erst stehen wir vor dem Kern dieses Irrationalismus: Gott persönlich begegnen, seine Kraft fühlen und erfahren, das wäre das Ziel. Und auf einmal offenbart sich uns das Gesicht dieser trockenen Verstandesaufklärungszeit mit anderen Zügen, einem tiefen Drang, über die Reflexion hinweg zum unmittelbaren Erleben zu kommen, dem doch die Reflexion sich stets



wieder in den Weg stellt, jede Unmittelbarkeit alsbald vor ihr Forum zitierend. Es war die Zeit der überall auftauchenden Theosophie, des Freimaurertum, der Wunderkuren Cagliostros, des Magnetismusrummels, den Mesmer erregte, der Mystik Saint Martins. Weil sie so aufgeklärt war, darum bedurfte sie solcher Reaktionen; weil sie den Verstand, den rechnenden, zergliedernden Verstand vergöttert hatte, wurde sie das Opfer unheimlicher Dunkelmänner und Schwindler, und Huber, der gute, vernünftige Huber, wird von einer verzehrenden Sehnsucht geplagt, an den Quell des Lebens selbst sich vorzudrängen, aus dem Brunnen zu trinken, woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt. In dieser seelischen Verfassung wurde er mit Lavater bekannt.

Lavater war der Prophet der religiösen Unmittelbarkeit, selbst durch die ganze Aufklärungsbildung hindurchgegangen, aber von ihr unbefriedigt, der Mann der Sehnsucht nach dem Grossen, dem Wunderbaren, dem Übermenschlichen und göttlich Schöpferischen, wie es gewiss einmal kommen wird im jenseitigen Leben, wie es bereits einmal auf die Erde sich niederliess in Jesus und seinen Aposteln, wie es aber in jedem echten Christenmenschen Tat und Wahrheit werden sollte, wenn Jesus recht hat und ihm mit Recht zu glauben ist. Der Kern des Christentums ist der Glaube, mehr noch, das Erleben eines erhöhten Daseins, einer „neuen Kreatur“, erfüllt von Geist- und Wunderkräften, wie Jesus und seine ersten Apostel von Geist und Wunderkräften getragen waren. Freilich hielt Lavater sich selbst nicht entfernt für im Besitz dieses Ziels. Im Gegenteil, er war geneigt, sich selbst das Christentum abzusprechen, die ganze Religion in die Sehnsucht nach dem zu verlegen, was er nicht besass und was immer Sehnsucht blieb, obschon er dann doch auch schon in der Gegenwart sich von unmittelbarer göttlicher Vorsehung geleitet wusste und im Gebet wenigstens Bruchstücke jenes göttlichen Besitzes da und dort geschenkt zu bekommen glaubte. Er befand sich somit in der seltsamsten Spannung zwischen Haben und Hoffen, in einem ewig unausgeglichene Schweben und Schwanken von Mangel und Besitz, immerhin aber auch bei so fragmentarischer Frömmigkeit ein Kind des Augenblicks und der Unmittelbarkeit, von einer Kraft, zu

geniessen, sich zu freuen, zu schenken aus vollem, warmem Herzen, wie kein zweiter Mensch seiner Zeit, und daher ein Ereignis für jeden Zeitgenossen dieses steifen, zopfigen Jahrhunderts, wie etwa vor ihm der Graf von Zinzendorf, dessen unmittelbarer Herzlichkeit die wenigsten Menschen widerstehen konnten.

Es war im Herbst 1780, als Lavater bei seinem Freund Jakob Sarasin in Pratteln zu Besuch war und allerlei Freunde aus Basel die Gunst genossen, den Propheten von Zürich zu sehen und zu hören, da auch Wernhard Huber, damals ein Mann von 27 Jahren, mit Lavater persönlich bekannt wurde. Es gelang ihm, den neuen Freund zu einem ganz kurzen Besuch im eigenen Heim zu gewinnen, so dass auch die leidende Frau Huber aus Lavaters Vorsehungsglauben Stärkung erfahren durfte. Das kurze Erlebnis liess einen unauslöschlichen Eindruck zurück. Huber beginnt seinen ersten Brief an Lavater:

„Ist's auch erlaubt, meine Lavaterfülle in Lavaters Schoss auszuschütten — jeder Baum hat seine Möslein, die an ihm heraufkriechen, Adler und Löwen haben ihre Tierlein, aber ...“

Und er fährt fort:

„Ist mir so weh, dass ich Sie nicht mehr sehe, und so wohl, dass ich Sie gesehen habe, so voll von Ihnen, so leer nach Ihnen ... dass ich ein Narr vor Ihnen werde. Hier ging er — da sass er — dort lag er — sag ich bald zu Boden, zu Stühlen und Bette und doch, Sie sind noch lange nicht wie Gott, dass Sie ins Herz sehen und mein Kindergewäsche nach Mass und Recht verstehen und schätzen könnten, aber dass ich Sie innig verehere, und soviel die Ehrfurcht zulässt, liebe, das wissen Sie und fühlen Sie, und so bin ich zufrieden und will mich gern schämen und schweigen.“<sup>1)</sup>

Ähnlich überschwenglich im zweiten Brief, nachdem Lavater ihm seine abgöttische Verehrung verwiesen hatte:

„Ich soll nicht klein, nicht sonnenstäublich klein vor Ihnen sein — aber wenn Sie alle Philistereien wüssten, die ich mitgemacht, alle Lacheteten, die ich begangen, alle Pardelflecken meiner Haut sähen, die anklebten, anders sprächen Sie da.“

<sup>1)</sup> Huber an Lavater, 26. Juli 1780.



Huber gesteht dann, dass er zu Lavater reden müsse wie ein Kind oder wie ein Verliebter.<sup>1)</sup>

Dass am Schluss die Küsse nicht fehlen, ist da kein Wunder mehr. Mehr und mehr tritt Huber zu Lavater in das Verhältnis, in dem auf katholischem Boden das Beichtkind zu seinem Directeur de Conscience steht. Lavater wird sein Gewissensrat.

„O Lavater, Sie, der Sie so manchem die Hand reichen, vergessen Sie mich geringsten unter Ihren Brüdern nicht, wenn Sie einmal was Rechts von Christusgaben zu zeigen oder zu geben haben! Der Vater der Liebe ziehe uns immer näher zum Sohn und mich zu Ihnen.“<sup>2)</sup>

Oder in einem spätern Brief:

„Ich armer Unwissender muss mich jemand blindlings überlassen, am liebsten also Ihnen und nach Ihrem „Probiere“ oder „Lass es“ handeln. Könnten Sie mir nicht einen köstlichen Weg zeigen, auf kein Steiglein mich führen, auf dem ich gewiss und selig mich höher winden kann?“<sup>3)</sup>

Und als Antwort auf Lavaters Willfahren:

„O mein Lieber, wie dank ich, dank ich tausendmal Ihnen, dass Sie sich meiner annehmen. In meinem ohnmächtigen Hin- und Hertreiben nach ich weiss selbst nicht was besser Sein und besseres Haben, in meinem brennenden Durst nach Liebe von Menschen, von der höheren Urquelle meines Lebens wollen Sie sich meiner annehmen, mich aufmerksam machen, leiten, anführen, das ist just, was ich bedarf. Und dazu muss ich just jemand haben, den ich viel höher achte denn mich selbst und doch von ganzem Herzen lieben kann und der sind Sie, nur Sie kann ich hochschätzen und lieben zugleich. Überaus wohl tut mir die Hoffnung, und noch weit besser wird mir der Genuss tun, einen menschlichen Engel zu haben.“<sup>4)</sup>

Da ist's auch kein Wunder, wenn mitten im Brief das Sie dem vertraulichen Du Platz macht.

---

<sup>1)</sup> Huber an Lavater, 16. August 1780.

<sup>2)</sup> Ebenda 27. September 1780.

<sup>3)</sup> Ebenda 4. April 1781.

<sup>4)</sup> Ebenda s. d. Nr. 298 u. 283.

Einer der nächsten Briefe beginnt:

„Du, für den die Art und Grösse meiner Liebe und Achtung, die ich für Dich habe, auszudrücken mein Herz noch das Wort nicht gefunden — Einziger, was lebst Du, und wie bist Du mit mir zufrieden?“<sup>1)</sup>

Wie Wernhard Huber kurz darauf, im Dezember 1781 ein Söhnlein bekommt, teilt er's jubelnd dem Freund in Zürich mit und bestellt ihn sich zum Paten, und Lavater antwortet ihm mit einem hübschen Geburtstagszettelchen, und Huber dankt ihm und schliesst „Ich küsse dich!“<sup>2)</sup>

Nun, die Abkühlung blieb nach wenig Jahren auch nicht aus, aber sie ändert nichts an der Tatsache, dass Wernhard Huber bezaubert war durch Lavater und in ihm vorübergehend seinen Vater, seinen Engel, seinen Abgott zu finden glaubte. Und das ist darum so merkwürdig, weil nicht leicht zwei Männer in ihrer religiösen Überzeugung ungleicher waren.

Der Hauptunterschied war der: Lavater besass bei all seiner Sehnsucht nach unmittelbarem Erleben des Wunderbaren jederzeit den ganz festen, ihm gewissen Hintergrund seines Bibelglaubens mit Jesus Christus als Mittelpunkt. Das gab ihm seinen Halt in allen Stürmen seines aufgeregten und unsichern Naturells. Eben diese ererbte Beigabe fehlte bei Huber. Er hatte, wenn ihm jemals seine Aufklärungsgrundsätze zweifelhaft erschienen, überhaupt nichts Festes und Gewisses, er stand vor dem reinen Nichts.

Darum nun sein merkwürdiges Schwanken Lavater gegenüber. Das einmal vertritt er ihm gegenüber das Recht der Reflexion, des Denkens und Forschens und redet die Sprache eines Aufklärers. Wenn Lavater sich blindlings auf die göttliche Vorsehung verlässt und sich von ihr die Winke geben lassen will zu jedem Tun und Lassen, hält ihm Huber entgegen, so passiv könne er sich nicht treiben lassen; „ich muss mir doch einen Plan machen, wie ich leben will, und das nach eigener Weisheit oder Torheit und wenn nicht was Ausserordentliches dazwischenkommt, muss ich auch dem Plan nach leben und übrigens rufen lassen. — Ich muss doch wahrhaftig heute schon sorgen, wie ich künftig Neujahr meine

<sup>1)</sup> Ebenda 10. November 1781.

<sup>2)</sup> Ebenda 6. Dezember 1781 u. 19. Dezember 1781.

Schulden bezahlen kann.“<sup>1)</sup> Oder wenn Lavater in einer guten Laune das Wort hinwirft, „alles, was nicht aus Bedürfnis und Glauben kommt, ist Sünde,“ setzt Huber sich mit gelehrter Miene hin und schreibt eine Abhandlung, was Bedürfnis ist, was Glauben, und lässt die ganze schöne Unmittelbarkeit, die in Lavaters Wort liegt, zum Teufel gehen. Schliesslich kommt er zu dem Resultat, alle Bedürfnisse seien uns vom Schöpfer gegeben und darum gut, aber zur bestimmten Anwendung, zu Richtung und Mass sind wir an Vernunft, Gesetz, Exempel gewiesen und ist uns Unterordnung der einen Bedürfnisse unter die andern nötig, wobei alle dem edelsten Bedürfnis, der Liebe, untertan sein sollen.<sup>2)</sup> Nun so ungefähr lehrte eben die Reflexionssmoral der Aufklärung.

Anderemal dagegen gesteht Huber ehrlich den ganzen Unwert alles seines Wissens, ja er kann sich in Kraftausdrücken gegen die Tagesgötter der Aufklärer ergehen. Im Anschluss an das berühmte Pauluswort 1. Kor. 13 gesteht er von sich, dass ihm bis dahin wenig Erkenntnisse, Glauben noch minder, Geheimnisse gar keine gegeben seien, nur Liebe besitze er; „sollten etwan Vernunft und Pflicht ihre Führerin sein? ich denke pfuy dazu!“<sup>3)</sup> Oder man höre sein ergreifendes Geständnis:

„Aber nun, Gott der Wahrheit und der Liebe, sehe ich nirgends keine Spur mehr unter dem Himmel, wo ich Anleitung zu sicherer Wahrheit, Wegweiser zu beruhigender Weisheit finden soll, und ich muss, mit meinem düstern Lämplein in den unendlichen Irrgarten dahin geworfen, den Ausweg allein suchen, das heisst: ich muss den Mut sinken lassen. Glauben kann ich mir einmal nicht machen, und wenn ich könnte, ich wollte nicht! Denn ich muss doch eine sichere Stütze haben, auf die mein Glaube sich gründen kann.“<sup>4)</sup>

Dann wieder bekennt er, wie sein Bedürfnis für Wahrheit täglich höher steige, und nirgends findet es Sättigung. „Philosophie hat so viele Seiten, Bibel so viele Lücken und Dunkel-

<sup>1)</sup> Ebenda 16. August 1780.

<sup>2)</sup> Ebenda s. d. Nr. 298 u. 283.

<sup>3)</sup> Ebenda 21. September 1780.

<sup>4)</sup> Ebenda 4. April 1781.

heiten, Erfahrung — was gibt uns die für künftige Welt und innern Menschen? nichts!“<sup>1)</sup>

Begreiflich, dass ein solcher Mensch sich an jeden Strohhalm klammern mochte. Er hatte von den Freimaurern gehört, dass sie in Zürich eine besonders berühmte Loge hätten; Lavaters Bruder, der Arzt, gehörte zu den Leitern. Und nun kommt Huber zu Lavater, dem Pfarrer, mit der naiven Bitte, er solle ihm durch seinen Bruder den Zutritt vermitteln, aber erst, wenn er ihm gesagt habe, was er selber von der Maurerei und ihrem Wert für Huber halte; ohne des Freundes Zustimmung will er nicht eintreten. In seiner Ehrlichkeit gesteht er, dass auch die Neugierde ihn antreibt zu diesem Entschluss, hauptsächlich aber ist's ihm um den Genuss wahrer Menschheit, würdiger Freude zu tun. Er liest begierig neu erscheinende Schriften, welche anonym Propaganda für das Maurertum machten.<sup>2)</sup> Lavater, der Pfarrer, war kein Feind der Freimaurerei, er wusste aber durch seinen Bruder, dass gerade eine Krisis den Orden heimsuchte, und fand den Zeitpunkt nicht geeignet für einen Neuling. Und, meinte er, Huber bleibe auch als Maurer, was er sei. Diese Nachricht erfüllte Huber mit unendlichem Schmerz, da er nur die Wahl zu haben glaubte, die Befürworter der Maurerei entweder für Besitzer tiefster Weisheit oder für unsinnige Windbeutel zu halten, so sehr sein Herz sich dagegen sträubte.<sup>3)</sup> Übrigens offenbart sich in Hubers Haltung eben damals wieder sein reflektiertes über vorsichtiges Wesen. Warum folgt er nicht einfach seinem Trieb. Er erklärt einmal, bevor er die Probe mache, wolle er wissen, ob Freimaurerei uns behilflich sein könne, göttliche Wahrheit und göttliches Licht zu empfangen. Wer über all das zuvor Klarheit bekommen will, dem fehlt es an jeder für solche Entschlüsse nötigen Naivität. Huber ist nicht Freimaurer geworden; nur um so schmerzlicher empfand er seine geistige Leere.

„Würden jetzt die Baalspfaffen uns auffordern, wie damals der Thisbiter sie, wir würden mit Schanden bestehen.

<sup>1)</sup> Ebenda 23. August 1781.

<sup>2)</sup> Ebenda s. d. Nr. 287; 23. August 1781.

<sup>3)</sup> Ebenda 4. April 1781.

Aber ich bin auch bald müde, mich darüber zu martern.

Wenn kein Gott ist, so kann und will ich keinen schaffen, und wenn er keine Ohren hat, so kann ich ihm keine machen.

Ist er aber ein Vergelter denen, die ihn suchen, lasst uns ruhig suchen und beten, er muss doch dann am besten wissen, wann es Zeit ist, dass er sich aufmache, erscheine und uns helfe.

Bis dahin hur' ich den Göttern nach, als da sind Liebe, Gerechtigkeit, Demut.

Das weiss Er, sobald es rufen wird: Lavater! Huber! so wird die Antwort sein: hier bin ich, rede Herr, dein Knecht höret! und den Stich am Netzefficken nicht ausgemacht, alles, alles weggeworfen und ihm nach, aber er muss rufen, denn gebetet haben wir und beten noch: komm, Liebender, komm und erfreue die schmachkende Sehnsucht!“<sup>1)</sup>

Bei allem Zweifel und allen offenen Fragen doch eine tiefe Sehnsucht, ein geheimer Glauben an das Göttliche; zu dieser Zeit war Huber vielleicht am allermeisten innerlich aufgeschlossen für Gott. Dabei hat Lavater ihm direkt wenig gegeben, aber durch sein blosses Dasein und seine Freundschaft nötigte er Huber, tief und tiefer zu graben und aus aller Oberflächlichkeit hinunter zu steigen zu den geheimnisvollen Quellen echter Religion.

Oberflächlichkeit, wenn wir von solcher bei Wernhard Huber sprechen, denken wir an einen Brief wie den folgenden ohne Datum. Er beginnt damit, dass er kein anderes Licht habe als seine elende stumpige Vernunft, keinen andern Führer als sein innerstes Gefühl; jene zeigte ihm anfangs- und endlose Notwendigkeit, dieses rufe ihm unüberstimmbar stets „Freiheit, Freiheit“ zu und, fährt er fort:

„Ist einer vorurteilslos, so bin ich's.

Kann einer denken, so kann ich's.

Fühlt einer tief, so thu ich's.

Wo ist nun Hoffnung, aus dieser Verwirrung, in der ich nimmer ruhig sein kann, zu kommen?

Im Glauben? den möchte ich sehen, der sich selber gäbe, was er nicht hat!

---

<sup>1)</sup> Ebenda s. d. Nr. 292.

Beten, ja, das können wir oft, oft nicht, aber erhört werden, steht das bei uns?

Und wenn kein Erhörer wäre?

Er sei! Er ist!

Haltet ihn meine Sünde, Rückfall in eingewurzelte Fehler auf?

Kann ich denn auch alle Kräfte aufbieten, alles verleugnen, ehe ich glaube, ehe ich gewiss weiss, warum?“<sup>1)</sup>

Der Schluss dieses Briefes ist ergreifend, aber der Eingang — welche gefährliche Selbstzufriedenheit? Wernhard Huber der grösste, vorurteilsloseste Denker mit dem tiefsten Gefühl! Hier dürfte der Hauptgrund liegen, warum er den Ausweg zur Gewissheit nicht finden konnte.

Aber nun traten zwei Ereignisse ein, die Huber von Lavater gewaltsam loslösten und ihrer Freundschaft, wenn sie auch äusserlich noch Jahre lang fortbestand, innerlich den tödlichen Stoss versetzte.

Lavater schickte im Frühjahr 1782 seinem Basler Freund zwei seiner neuesten Werke, den *Pontius Pilatus* und die Briefe an Jünglinge. Es sind dieselben Schriften, die Goethes dezidierten Bruch mit Lavater hervorriefen und die Huber zum ersten Mal irre machten an seinem Freund. Lavater hatte sich hier auf das gefährliche Gebiet der geschichtlichen Apologetik begeben; er wollte den Leser zwingen, der evangelischen Erzählung von Jesus mit Einschluss ihrer wunderbaren Elemente zuzustimmen und auf Grund dieser als wahr erwiesenen Erzählung sich zum Glauben an Jesus zu erheben. Was er aber in Weimar wie in Basel erreichte, war das Gegenteil: Verstärkung der Zweifel, entschiedene Ablehnung jedes geschichtlich fundierten Christenglaubens. „Als Autorstück hat mir dein Pontius Pilatus nicht gefallen,“ antwortet Huber seinem Freund, wenn er auch bereit ist, viel Gutes, Liebendes, Edles darin zu finden.

„Was helfen die herrlichsten Träume dem Wachenden?

Wenn's auch überselig, übergöttlich, wenn's auch noch so sehr unsern Bedürfnissen angemessen wäre, und die Frage bleibt noch immer: ist es wahr? wo bleibt dann Mut und

<sup>1)</sup> Ebenda s. d. Nr. 288.

Freude an der Sache? Und so ist es mit dem Christentum, mit Christus.“

Und nun folgt eine vorsichtige Unterscheidung zwischen dem Zutrauen, das wir den Aposteln als ehrlichen Berichterstat-tern schuldig sein mögen und dem Zutrauen zur Wahrheit der von ihnen berichteten Sache selbst, so klug abwägend, so meisterlich in der ganzen Diktion, als höre man leise Lessing durch Hubers Worte zu uns reden. Der Mann hat Lessings Z u - s ä t z e zu den Fragmenten des Wolfenbüttler Unge-nannten gründlich gelesen, und seitdem sitzt die Skepsis ge-genüber aller Wunderhistorie in ihm fest. Er wagt sich sogar an die Kritik Christi:

„Selbst Christus ist entweder nicht tadellos biographiert oder wirklich nicht tadellos gewesen.“ Als einen überaus gros-sen, erhabenen, weisen Mann will er ihn wohl gelten lassen; Fehler an ihm aufzuspüren käme ihm geschmacklos vor; bei den Aposteln freilich lässt sich's schon eher tun, und für den wunderbaren Apparat des Lebens Jesu, meint er, gebe es Er-klärungen, dass die erzählten Wunder wahr sein und doch das nicht sein könnten, was sie den Theologen, was sie den Apo-steln waren. So kommt Huber zu dem Schluss:

„Freund, ich weiss nicht, was ich denken soll: es ist und muss wahr sein — als: es ist und kann nicht wahr sein — eins so leicht wie das andere.“<sup>1)</sup>

Das war Hubers Nein seinem Lavater gegenüber; er weiss mit seinem durch Geschichte demonstrierten Christus-glauben nichts anzufangen, stellt sich ruhig auf die Seite der Skeptiker, wenn man will, auch der Rationalisten, die das Wunder nicht glauben können, und lehnt es ab, irgendwie gegenwärtige Religion durch Vergangenheit stützen zu wollen.

Aber dazu kommt nun eine eigentümliche Position; im gleichen Brief an Lavater redet Huber in seltsamen Tönen von einem neuen Führer, dem er sich anzuvertrauen entschlos-sen ist: er heisst Natur. Man höre einmal auf, erbaulich stets vom Sieg des Lebens über den Tod zu reden! „Ich sehe gerade das Gegenteil:

„Natur sorgt überall nur für den Tod und zeugt ihm allein

---

<sup>1)</sup> Ebenda 18. Mai 1782.



Millionen Leben täglich. Es ist ordentlich, als wenn sie genug zu tun hätte, nur immer wieder andere zu zeugen, damit doch im ganzen immer Leben da bliebe. Auch sorgt sie nur dafür, dass sie lebendig bleibe, ihre Kinder mögen immer absterben, sie kann wieder andere machen. Sie sorgt nur für eines solange, bis sein Ablöser da ist. Ihr ist die ganze Welt eigentlich nichts als ein Spiel, das sie immer anders mischt; keines ist ihr wert, aber sie will immer spielen, da bleiben dann freilich die Karten, aber sie werden so verändert, dass sie gar nicht mehr sind, was sie waren, und so geht's vielleicht uns auch, und wir Narren danken, staunen, beten an — o wenn ich genau wüsste, ich wollt auch nur so mit ihr spielen... und so wäre die Natur eine Gaukelspielerin, die nur kurze tragikomische opera buffas mit uns spielt“ — folgt ein Schlusssatz vom „grossen dramatischen Genie der Natur.“<sup>1)</sup>

Und in diesem hier begonnenen Ton von der Natur geht's vorwärts. Im nächsten Brief Hubers an Lavater lesen wir:

„Wünsche, dass dir die parteiische Mutter Natur ferner als ihrem Liebling Gutes thue.“<sup>2)</sup>

Ich setze in dieselbe Zeit ein Fragment aus den „Funken“, wo Huber von einem wichtigen Fortschritt seines Denkens berichtet. Alle fremden Ketten, die er bis dahin immer noch nachgeschleppt hat, möchte er abwerfen und erwählen einzig zu seiner Führerin „die allmächtige, allweise, allgütige in sichtbaren Schleier gehüllte unsichtbare Natur, in der ich lebe und webe und bin und sie in mir.“

„Ich möchte ruhig sein wie sie — immer wirkend wie sie — gelassen wie sie — kämpfend wie sie und siegend! Gütig wie sie — unerbittlich wie sie — viele lieben wie sie — mich wenigen vertrauen wie sie — nur denen, welche von ganzem Herzen an mich glauben wie sie — offen — verborgen — wahrhaft — täuschend — leise — laut — dann am meisten sagend, wenn ich am stillsten bin und dann am wenigsten, wenn ich am lautesten wäre — alles wie sie — die alles tut — alles zulässt — und an allem wohl tut.“

<sup>1)</sup> Ebenda.

<sup>2)</sup> Ebenda s. d. Nr. 209.



„Ich lasse alles gelten, was ich in vorigen Zeiten gesagt habe und halte mich doch nicht mehr an das Vorige. Bis ihr Geist sich meinem Geist enthüllt, will ich harren. Bis dahin nur von ihr mich täuschen lassen — der Menschen Künste haben mich betrogen.“<sup>1)</sup>

An einer verwandten Stelle der „Funken“ begegnen wir einer ähnlichen Naturverehrung: „Mit ruhigem, festem Sinn der Natur treu bleiben. Sie in allen ihren Wegen verehren. Alles Liebliche geniessen, das sie nicht mit unverkennbarer Gefahr gebrandmarkt und verboten hat. Meinen Ruhm darin suchen, dieser grossen Meisterin unablässig nachzuahmen etc.“<sup>2)</sup>

Aber das Merkwürdigste kommt erst. Das 89. Stück der „Funken“ hat als Motto die Worte: „Die Natur ist gedacht und denkt beständig. Sie hat sich einen eigenen allein zu fassenden Sinn vorbehalten, den ihr kein Mensch ganz abmerken kann. Christoph Tobler.“<sup>3)</sup>

Das führt uns vielleicht zur Quelle der neuen Naturreligion, die der junge Huber der Christusreligion Lavaters entgegenstellt.

Wir haben oben Christoph Tobler erwähnt, einen der intimsten Freunde des Lavaterkreises, den ersten, der die Stimmung von Sturm und Drang nach Basel gebracht hat. Huber hatte während Toblers Basler Lehrzeit zu dessen vertrautesten Freunden gehört. Ein Brief ist uns erhalten, worin Tobler Lavater von einer Wallfahrt nach Lörrach im herrlich blühenden Frühling erzählt; seinen Huber nahm er mit: „bei dem ich Dach und Fach finde, wenn's mir zu Haus verleidet, und der mir viel Gutes erweist, indem er mir oft zu Nacht gibt und zu rauchen und mich artig toleriert, da er sonst alles nicht Herrnhutische mit dem Besen auslegt.“<sup>4)</sup> Allein die Entwicklung in der Fremde führte Tobler weit ab von Lavaters Christus- und Geistreligion. Tobler kam mit neuen geistigen Mächten in Fühlung, mit den Griechen und mit Goethe. Er warf sich auf das Übersetzen griechischer Dichter, des Äschy-

<sup>1)</sup> „Funken“ S. 116 f.

<sup>2)</sup> Ebenda S. 130.

<sup>3)</sup> Ebenda S. 288.

<sup>4)</sup> vgl. oben S. 67 Anm. 4.

lus, besonders des Sophokles, den er 1781 deutsch herausgab, und diese Vertiefung ins Griechentum färbte ab. „Tobler,“ schreibt der junge Joh. Georg Müller im April 1781, „ist ganz und gar griechischen Geblüts; sein einziges Bestreben ist immer menschlicher zu werden — voll Gesundheit, Manneskraft wie ein junger Baum. — An den simplen Lichtsätzen des Christentums hat er nicht genug, er ist bald Christ, bald Grieche.“ Und nun als Mensch und Grieche trat er Goethe in Weimar näher, verkehrte wochen-, monatelang intim mit dem Dichter, der ihn lieb gewann. Es war im Sommer 1781. Im Herbst kehrte er wieder nach der Schweiz zurück.<sup>1)</sup> Damals nun, im Sommer 1781, wohl unmittelbar nach einem Gespräch mit Goethe, muss er das wunderbare *F r a g m e n t N a t u r* verfasst haben, das mehr als ein Jahr später im 32. Stück des Tiefurter Journals erschien und das schon die Zeitgenossen durchaus Goethe zuschreiben wollten, obschon der Meister seine Autorschaft klar und bestimmt ablehnte, nicht ohne dabei zu bezeugen, dass es ihm viel Vergnügen mache und eine gewisse Leichtigkeit und Weichheit habe, die er, Goethe, ihm vielleicht nicht hätte geben können. Es ist von Tobler, schreibt Frau von Stein, die es von Goethe genau wissen musste.<sup>2)</sup> Das erwähnte Motto des Huberschen Aufsatzes in den „Funken“ ist für Tobler als Verfasser eine glänzende Bestätigung. Ein Huber musste das ganz genau wissen, denn ihm muss es Tobler bei der Rückkehr in die Schweiz zum Lesen gegeben haben, noch bevor es durch Goethes Vermittlung in den Druck des Journals kam. Wir Schweizer dürfen uns darüber freuen, dass eines der grossartigsten Fragmente Goethes diesen jungen Zürcher zum Autor hat. Und es ist uns möglich, den geistigen Gehalt des Fragments, seine Entdeckerfreude über die allem menschlichen Ausklügeln und Ausnützen enthobene freie Schöpferkraft der Natur einigermaßen in der Genesis zu verstehen, gerade dann, wenn sein Verfasser ein

<sup>1)</sup> Die Belege in Ludwig Hirzels „Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich“ (Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich 1888), dazu P. Wernle a. a. O.

<sup>2)</sup> Die Belege im 7. Band der Schriften der Goethesellschaft Das Journal von Tiefurt: Über Goethes Aufsatz „Die Natur“ von Rudolf Steiner S. 393 f.

früherer Lavaterschüler war. Die Flucht von Lavaters anthropomorphem, peinlich engen Gott zur Unpersönlichkeit und Übermenschlichkeit der Natur liegt darin. So mag damals Goethe empfunden haben, der sich im nämlichen Prozess der innern Loslösung von Lavater befand; was er empfand, dem gab der junge Zürcher Ausdruck in eben dieser Leichtigkeit und Weichheit der Sprache, die der Goethe des Jahres 1781 nicht mehr besass. Ein mattes, aber gleichwohl deutliches Echo dieser neuen zu Weimar ausgegebenen Naturvergötterung liegt uns nun in Hubers spätern Briefen an Lavater und den gleichzeitigen Aufsätzen vor. Sie sind aus der Bekanntschaft mit dem „Fragment“ zu erklären. In dem Augenblick, da Huber endgültig den letzten Rest der Christusreligion Lavaters abwirft, ergibt er sich der neuen Göttin Natur, in der Hoffnung, in ihrer Verehrung seine Ruhe zu finden.

Und nun kam es zum Bruch Lavaters mit Huber infolge von dessen religiöser Schwenkung?

Es war nicht Lavaters Art, mit einem seiner intimen Freunde leicht zu brechen, höchstens befliss er sich einer stärkeren Zurückhaltung in dem, was ihm lieb und heilig war. Und selbst diese Zurückhaltung fiel dem vertrauensseligen Manne schwer.

Lavater fuhr denn auch nicht nur fort, an Freund Huber alle seine neuesten Schriften zu senden, auch so ganz intime wie das nur im Manuskript herumgebotene „Noli me nolle“, für Lavaters Sohn bestimmt, sondern er gab auch in den freilich seltenen Billets an Huber seinen intimsten Stimmungen Ausdruck, schrieb das eine Mal als „schwer gedrückt“, das andere Mal als „auf den Schwellen des Vorhofs stehend“. Huber seinerseits gab ihm Nachricht von häuslichen Ereignissen, empfahl ihm Freunde auf der Durchreise nach Zürich, richtete dafür Lavater in Basel allerhand Kommissionen aus. Es zog ihn doch immer wieder hin zu dem sonderbaren Mann. Zuweilen erfasste ihn etwas wie Mitleid mit Lavaters seelischer Unruhe. „Warum schwer gedrückt?“ erwidert er dem Freund einmal.

„Hast du kein Zeichen von Christus, wie ich Zeichen von dir habe? Ist dein Glaube nur noch Wunsch, Hoffnung, Er-

wartung ohne Pfand? Und du bist immer so beschäftigt, ihn zu verbreiten!

Ist's denn aber so nötig, ein Medium zwischen dem Schöpfer und Geschöpf? Ich find's nicht. Entweder Gott kann sich allen mitteilen oder keinem.“<sup>1)</sup>

Was soll man aber zu der Naivität sagen, dass Huber sich untersteht, Lavater zu bitten, dass er ihm einige Subskribenten auf seine „Funken vom Herde seiner Laren“ in Zürich sammle? Dabei fügt er hinzu: „Es ist so viel Unheiliges, Mutwilliges, dabei auf mir selbst wichtige Dinge Hohnneckendes dabei, dass es dir wohl missfallen wird. Doch ist der unberührt (er hatte zuerst geschrieben: geschont), gegen den ich gern im Ernst ausgefallen wäre, dein Christus.“<sup>2)</sup> Und wahrhaftig, Lavater treibt dem frühern Freund für sein höchst weltliches leichtfertiges Produkt zwei Subskribenten in Zürich auf, mehr noch, wie das Büchlein im Druck erschienen ist, erwacht in ihm die alte Neigung für den Basler Freund, und er tut ihm den Gefallen und bringt in seiner Handbibliothek für Freunde allerlei Denksprüche aus Hubers „Funken“ 1792, dem Lavaterkreis, der so ganz anders gestimmt war, dargeboten.

Zwischenhinein lässt uns aber auch Huber Blicke tun in die Unruhe seines Herzens trotz der neuen Führerin Natur. „Ich werde immer irrer an Menschen, wie viel mehr an Gott,“ schreibt er Ende 1782.<sup>3)</sup> Ein paar Jahre später, als die Zeit des Magnetismus von Frankreich her in der Schweiz anbrach, als der berühmte Mesmer in Zürich mit Lavater und dessen Bruder anknüpfte und eine neue Epoche der Menschheit den Wundergläubigen verheissen wurde, zog es auch Huber mächtig zu dem neuen Evangelium. Seine Frau war fast immer kränklich, hier winkte Aussicht auf Heilung. Dahinter stand der alte Wunsch, der ihn früher zu den Freimaurern getrieben hatte, für sich selber näher an die Quellen der Wahrheit und Kraft zu dringen. Er schreibt deshalb an Lavater:

„Was muss ich tun, wie muss ich's anfangen, um wirksam

<sup>1)</sup> Huber an Lavater, 7. Juni 1783.

<sup>2)</sup> Ebenda s. d.

<sup>3)</sup> Ebenda 22. November 1782.

zu magnetisieren? Sag mir's nur in wenigen und bestimmten Worten, aber sage mir, was du mir sagen kannst oder gar nichts!

Das bitte ich um meines Gottes und deines Christus (den auch ich als Menschen gewiss aufs höchste verehere) willen.“<sup>1)</sup>

Und im nächsten Brief: „Bist du auf der Schwelle des Vorhofs, so führe mich an dieselbe. Das war's eben, was ich verlangte.“<sup>2)</sup>

Im gleichen Brief bat er Lavater, er möge doch Mesmer, wenn er je nach Basel komme, zu Huber senden, wenn er nicht nur der Mann pour cent Louis ist. Allein von Lavater kam kein guter Bericht über den Wunderarzt. Huber ist tief betrübt, dann muss er wieder warten auf Gott und Menschen.

„Ich habe keinen Strahl Licht, und wenn ich ein Fünk-lein Wärme habe, bekomme ich's nicht zu genießen. — Es ist nichts elender als halb elend, nichts schlimmer als halb böß, nichts dümmmer als halb erleuchtet zu sein. Und doch ist das so vieler Menschen Los, dass man wohl sagen kann, es ist der Menschen Los. Wär's nur nicht so ganz das Los deines Freundes Wernhard Huber.“<sup>3)</sup>

Dieser Brief stammt aus dem gleichen Jahr 1787, in dem Hubers „Funken“ erschienen. Wie anders sieht doch dieser Mann aus, wenn man ihn in intimer Freundschaft beobachtet! Ein letzter Brief ist von 1789 datiert, ein Ausdruck fast übertriebenen Schmerzes darüber, dass er Lavaters liebsten Freund Pfenninger, der damals starb, nicht gekannt habe. Der Brief schliesst: „Ich liebe dich, behalte mich lieb und bleib mir, soviel du magst. Wenn ich deiner Freundschaft würdig sein könnte, so würde ich sie suchen, bis ich sie fände. Ich bin und bleibe, will's Gott, dein Huber.“<sup>4)</sup> Das war im Jahr des Beginns der französischen Revolution. Sie hat dauernd Hubers Interesse nach anderer Seite gezogen. Für uns schliesst sich damit der Blick in Hubers Innenleben so gut wie ganz. Denn diesen Briefen an Lavater sind als Offenbarungen seines Innersten keine andern Zeugnisse zur Seite zu stellen.

---

<sup>1)</sup> Ebenda 4. Juli 1787.

<sup>2)</sup> Ebenda 13. Juli 1787.

<sup>3)</sup> Ebenda 18. Juli 1787.

<sup>4)</sup> Ebenda 16. März 1789.

Immerhin tritt nun zur Ergänzung der Briefwechsel Joh. Friedr. Mivilles mit seinen Freunden hinzu. Zwar aus der kleinen Biographie von Euch. Kündig, Erinnerungen an Joh. Friedr. Miville, ist kein Sterbenswörtchen von Wernhard Huber zu erfahren, und man würde niemals ahnen, dass der feinsinnige Basler Theologe und der aufklärerische Apotheker gute Freunde gewesen sind. Hier wirkte für den Biographen offenbar die Verstimmung des spätern konservativen Basels gegen den Revolutionsmann mit, die bis zum Ausmerzen seines Namens führte. Leider ist uns die weit ausgebreitete Korrespondenz Mivilles mit seinen Freunden, zu der ganz sicher auch Briefe Hubers gehörten, verloren gegangen bis auf die eine Ausnahme, die Briefe Mivilles an Joh. Georg Müller in Schaffhausen auf der Schaffhauser Ministerialbibliothek. Aus diesen aber geht hervor, dass Huber zu den intimsten Freunden Mivilles gehörte. Die beiden waren im Alter nur durch ein Jahr getrennt. Da Miville nach dem frühen Tode seines Vaters von zwei Tanten erzogen wurde, befand er sich in ähnlicher Lage wie der junge Huber, in dessen Erziehung auch das weibliche Element die Führung übernahm. Nichts lag da näher, als dass der eine wie der andere dem herrnhutischen Einfluss unterstellt wurde. Von Miville erzählt uns sein Biograph auf Grund verlorener Briefe, dass er 1776 stark auf die Seite der Herrnhuter neigte, ja selbst mit dem Gedanken umging, als Missionar nach Grönland oder dem Land der Hottentotten sich anzubieten. Die intellektuelle Krise setzte bei beiden erst ziemlich spät ein; für Miville kam sie durch das Auslandsstudium in Göttingen 1781. Wie nahe er damals dem Herzen Hubers stand, beweist jenes Billet an Lavater, da Huber diesen bittet, Gevatter zu sein zusammen mit Miville, dem Busenfreund in Göttingen. Wenn nicht alles trügt, steht in den „Funken“ ein Brieffragment Hubers an Miville aus dieser Göttingerzeit. Es ist ein enthusiastisches Liebesgeständnis: „O Lieber, Lieber, Lieber. Mir kocht's im wärmern Busen! Sage, was schwillt mir das liebende Herz auf — was ist es? dass ich's in deines ergiesse . . .“ Darin deutet auf Miville und Göttingen die Stelle: „O nicht wahr, mein Lieber! auch in G(öttingen) und in Peking, auch wär es im



hohen Olymp oder im tiefen Tartarus, bringt dich kein tiefsinniger Esel davon ab, kein schöngestiger Narr verscheucht dich, du bleibst Gott und Hubern treu und er dir!“<sup>1)</sup>

Wir meinen nun, diese Freundschaft Mivilles mit Wernhard Huber spreche sehr für die Bedeutung des jungen Apothekers. Miville war nach allem, was wir von ihm wissen, der geistig selbständigste, am meisten von der ganzen Schwere der Probleme erfasste und tief innerlich beunruhigte Mensch unter den Basler Theologen vom Ausgang des 18. Jahrhunderts. Wer sein intimer Freund war, muss selber ein geistig lebendiger Mensch gewesen sein.

„Huber und die Huberin sind meine besten Freunde in Basel,“ schreibt Miville im Jahr 1788 an den Schaffhauser Freund, der offenbar gleichfalls mit Huber vertraut geworden ist.<sup>2)</sup> Wir finden den jungen Pfarrer und den Apotheker mit einander auf den Tagungen der Oltener Gesellschaft; 1785 erscheint Hubers Name dort unter den Gästen, dann wieder 1788, im folgenden Jahr 1789 gar als Mitglied, obschon von seiner Aufnahme in den Verhandlungen nicht die Rede ist und auch seitdem sein Name wieder verschwindet. Bekanntlich ist gar viel gedichtet und gesungen worden für diese Tagungen der Helvetier; es wäre ein Wunder, wenn Huber nicht mit einem Gedichtchen aufgewartet hätte. Wirklich bringen die „Funken“ unter Nr. 72 ein Lied: *Ermunterung zu Schweizer Lob und Schweizer Sinn* mit dem Motto aus Ossian: „Immer meine Väter vor Augen, sie lebten in der Zeit der Gefahren.“ Das Lied fängt an:

Nur wo das Volk nach seiner Wahl  
die Würdigsten regieren,  
und seine Kinder allzumal  
nach den Gesetzen führen,  
Nur da sind Freiheit, Vaterland  
nicht blosser Name, leerer Tand,  
sind alle Bürger Freie.

<sup>1)</sup> „Funken“ S. 104 f.

<sup>2)</sup> Zwei Briefe Hubers, der an Anton Stähli vom Jahr 1769 und der letzte Brief an Lavater von 1789 sind von Schaffhausen aus geschrieben, ob auf Grund von verwandtschaftlichen Beziehungen?

Strophe 6 und 7 lauten:

Wes Harfe gleich bei jedem Ton  
von Freiheit wiederklinget,  
wen zur Begeisterung Gipfel schon  
ihr blosser Name schwinget,  
der, der verdient, dass Ihr ihn hört,  
ihn mit dem Eichenkranz beehrt  
und ihn als Bruder grösset.

Sing jauchzend, Oltner Chor, sein Lied,  
dass sich sein Herz erhebe!  
Und Erlach, Büelen, Winkelried  
der Felsen wieder bebe!  
Lass deiner Inbrunst freien Lauf!  
dein Jubel steig zum Schütz hinauf,  
wo Tell vergöttert lebet.

Derselbe Huber aber, der so schwärmerisch für die helvetische Tagung singen konnte, hat sie, wie wir wieder von Miville erfahren, gelegentlich mit dem Wort „eine Patriotenkilbi“ charakterisiert.<sup>1)</sup> Grosse, schöne Worte und ein patriotischer Festdusel machten in dieser spätern Zeit ihr Wesen aus. Aber wenn man Hubers chauvinistisch überhitztes Lied liest, wird man sagen dürfen: er war nicht der Mann, um mehr Gehalt hineinzubringen.

In Basel selbst begegnet uns dagegen sein Name im Zusammenhang mit einer höchst wertvollen Stiftung; er war bei der Gründung der allgemeinen Lesegesellschaft tätiges Mitglied. Über die Gründe, die zu dieser Stiftung führte, orientiert wohl am besten eine Briefstelle Mivilles an J. G. Müller vom 21. Februar 1787:

„Über unsere hiesige Aufklärung hast du alles Recht zu schmählen; sie ist elend genug, vorzüglich in dem Fach von neuer philosophischer deutscher Lektüre. Unsre Priester sind teils zu indolent und zu sehr wider das Neue eingenommen, teils zu bigott, als dass sie sich mit jenen Untersuchungen ab-

---

<sup>1)</sup> Miville an J. G. Müller, 10. Juni 1786; über eine noch ältere Gründung vgl. F. Schwarz, die älteste Lesegesellschaft in Basel 1760, Sonntagsblatt der Basler Nachrichten 1921, Nr. 35.



geben möchten... Unsre Kaufleute lesen nicht sehr viel, und wenn sie lesen, so ist's entweder französische Literatur oder sind's allenfalls deutsche Broschüren aus den Belles Lettres. Unter den Frauenzimmern und den jungen Leuten sind schale Romane am meisten im Umlauf. Überhaupt aber hat die Lektüre hier wenig Herrschaft, besonders in den mittlern und niedern Volksklassen. Ich weiss aber nicht, ob ich dies ein Glück oder ein Unglück nennen solle. Um unter einem Zirkel meist junger Leute unnütze Lektüre durch bessere zu verdrängen, und zu ihrer vernünftigen Bildung mitzuwirken, ist erst mit Anfang dieses Jahres eine Lesegesellschaft errichtet worden, wovon Huber und ich unter ihre Stifter und Direktoren gehören. Es wird sich weisen, was herauskömmt; bisher lässt sich die Sache nicht übel an."

Zur Zeit dieses Briefes hatte sich die Lesegesellschaft erst vorbereitet. Ihre erste Sitzung, in welcher die „unabänderlichen Grundgesetze“ aufgestellt wurden, fand am 26. Oktober 1787 statt. Das Komitee ist gebildet aus Werner de Lachenal, Vorsteher, Peter Ochs, Ratschreiber, Statthalter, Wieland, Schultheiss, Dr. Socin, Pfarrer Milville, Seckelmeister Christ und Wernhard Huber als Schreiber. Ein paar Mitgliederverzeichnisse sind aus den 90er Jahren uns erhalten; da erscheint Gerichtsherr Wernhard Huber für 1796 als dritter, für 1797 als erster Bibliothekar. Als der deutsche Pfarrer Wilhelm Ludwig Steinbrenner im Sommer 1790 Basel besuchte,<sup>1)</sup> liess er sich von Prof. Huber in die Lesegesellschaft einführen. Sie bestand damals aus 24 Mitgliedern, die eine auserlesene Bibliothek von Reisebeschreibungen und Journalen zusammengetan hatten. Sie hatten zwei Zimmer am Rhein gemietet, in deren erstem man lesen, Tabak rauchen, Tee trinken und Schach spielen konnte, sonst aber war kein Spiel erlaubt; im zweiten war die Bibliothek, bestehend aus der grossen Encyclopädie, der Weltgeschichte von Gouthry und Gray, aus Björnstahls, Bernoullis, Brydondes Reisen etc. „Sie halten," schreibt Steinbrenner, „auch englische, französische und die besten deutschen gelehrten Zeitungen und

<sup>1)</sup> W. L. Steinbrenner, Bemerkungen auf einer Reise durch einige teutsche, schweizer u. französische provinzen 1791, I. S. 234 f.

Journale. Viele der Bücher hat der Apotheker Huber gestiftet, der Verfasser von „Funken vom Herde der Laren“, die aber auch blosser Funken sind, ohne zu zünden.“

Auch über die Entstehung dieses Opus belehrt uns der Briefwechsel Miville-Müller in erfreulicher Weise. „Huber,“ so schreibt Miville am 18. Oktober 1786, „will poetische und prosaische Stücke herausgeben und sucht eine Subskription dafür. Das Ding wird in fide et in moribus eben nicht gar katechismusmässig aussehen, „Du kennst seine Laune.“ Der Passus war ein Wink für den Schaffhauser Freund, selbst zu subskribieren und für Teilnehmer zu sorgen. Für Zürich sollte Lavater die Propaganda übernehmen. Am 21. Febr. 1787 fügt Miville hinzu: „Hubers Büchlein wird wirklich gedruckt.“

Es ist eines der seltsamsten Sammelsurien der damaligen Literatur. Die Vorrede steht in der Mitte unter Nr. 50. Sie beginnt mit einem Ausfall gegen die abergläubischen Nikolaiten und gegen den Vater aller deutschen Journale, der an Lavater oder auch die jungen Stürmer und Dränger erinnert; nicht umsonst wird „Von deutscher Art und Kunst“ zitiert. Dann aber erfahren wir den sehr äusserlichen Hauptzweck dieses Werkleins, durch eine vollständige Sammlung aller Gedichte und Aufsätze den Verfasser vor allem Verdacht, der Urheber allerlei in Basel zirkulierender Anonymitäten zu sein, zu sichern ein für allemal. Darnach hat Huber also schon vordem komponiert und drucken lassen, und das stimmt auch. Schollenberger weist in seinem Grundriss zur deutsch-schweizerischen Dichtung aus dieser Zeit Gedichte von Wernhard Huber nach in der Schweizerischen Blumenlese von 1781 und 1783, in Füsslis Schweizerischem Museum 1784, in Armbrusters Poetischem Portefeuille 1784. Später folgen Hubersche Sachen in Füsslis Allgemeiner Blumenlese der Deutschen 1788, in J. Bürcklis Gedichten über die Schweiz 1793, in der Neuen schweizerischen Blumenlese von 1798. Diese Huberiana sind jeweilen mit dem Namen des Autors kenntlich gemacht. Man sieht, er hatte einen gewissen Drang, sich hören zu lassen, und jedes neu erscheinende schweizerische Gedichtalbum war ihm gut genug. Diese Eitelkeit wird aber wieder gemildert durch eine

sehr bescheidene Einschätzung des literarischen Wertes der eigenen Schöpfungen. Man liest am Schluss der Vorrede:

„Ich bin nicht im Stand, etwas Ganzes zu machen, und ich habe auch weder Lust noch Zeit dazu. Meine Gelehrsamkeit ist nicht weit her und mein Schriftsteller-Talent sehr gering. Das weiss ich wohl. Fürs erleuchtete Publikum hab ich auch vix ac ne vix geschrieben. Und fürs grosse, mächtige — auf das hab ich gar keine Rücksicht genommen.

Für die Provinzialismen, Sprachfehler, Unbestimmtheiten, Dunkelheiten und dergleichen, den Unstyl will ich mich in aller Geduld strafen lassen. Denn ich wollte lieber alles thun — als im geringsten ausarbeiten.“

Die Hauptschwäche seines Büchleins freilich hat Huber nicht durchschauen können. Es fehlt ihm jegliche Einheit der dahinter stehenden Persönlichkeit, der Verfasser selber ist fast nur der Schauplatz aller möglichen Tendenzen seiner Zeit. Zur Hälfte repräsentiert er die dichterische Vergangenheit, den westeuropäischen Geschmack, französischen Reflexionston und Witz, letzte Reste humanistischer Bildung, zum andern Teil strebt er vorwärts zum neuen deutschen Wesen, zur Vertiefung und vor allem zur Unmittelbarkeit der Empfindung, wie sie Haman, Herder, Goethe verkündet hatten, dann wieder kommt wie aus den Wolken eine Reminiszenz von Zinzendorf, ein Vers aus dem mährischen Brüdergesangbuch hereingefallen. Stillos im vollendeten Sinn, Ausdruck eines Mannes, der mit sich niemals ins Reine kommt weder im Denken noch im Gefühl, aber interessant eben als solche tabula rasa, auf der die entgegengesetztesten Geister des Zeitalters ihre Eindrücke hinterlassen. Fast rührend klingt gelegentlich der Versuch, schweizerische Eigenart bei solcher Vielleserei aus aller Herren Länder festzuhalten. Zur Charakteristik Hubers gehört eine gewisse schweizerische Empfindlichkeit, ein Aufbrausen gegenüber jeder Verletzung durch den Ausländer, sei's nun einer der zahllosen Reisenden mit dem Tagebuch in der Hand, sei's der Göttinger Professor Schlözzer, der über die entartete Zürcher Justiz im Prozess des Pfarrers Waser mit gutem Recht sich empört hatte und dem Huber sogar in seinem Lied für die Oltener Gesellschaft noch eins versetzen muss. Und derselbe Schweizer Pa-

trict singt dann wieder ein Lied für deutsche Zecher mit der Strophe:

„Lebe, wem ein deutsches Herz  
warm im treuen Busen schlägt!“

und anderswo preist er den deutschen Rhein zu einer Zeit, da doch das Elsass französisch war und Huber es nicht anders wünschte. Aber ich finde das Lehrreichste eben darin, wie dieser Mann Widersprüche und entgegengesetzte Strömungen in einem Kopf und einem Herzen vereinigt. Man kann ihn mit keinem Schlagwort abtun; er spiegelt das ganze Chaos seiner Zeit, die durchaus eine Zeit des Übergangs war, gleichzeitig Rationalismus und Pietismus, Kant und Lavater, Verstandeskult und Schwärmerei für jeden neuen Aberglauben in sich trug. Huber gehört nicht irgendwie zu den Grossen, die über dies Chaos hinausstrebten und irgend eine Erkenntnis klar und konsequent auszubauen vermochten. Man steht mit ihm ganz im Durchschnitt der Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit, nur dass alles, was die Grossen seiner Zeit bewegte, bei ihm irgend ein Echo findet, anregend, begeisternd, verwirrend auf ihn wirkt für kurze Zeit, um im nächsten Augenblick wieder andern Eindrücken zu weichen. Bei all dem ein offener, lebendiger Mensch, als solcher weit interessanter als alle seine einzelnen Gedichte und Aufsätze, zuweilen freilich auch ein rechter Kindskopf, wenn er zum Beispiel seine Frau und seine Freundin so besingt, als wäre das im geringsten für andere Menschen als ihn selber wichtig. Ich muss gestehen: hätten wir allein diese „Funken“, ich wüsste nichts damit anzufangen; durch den Zusammenhang mit den Briefen an Lavater werden sie uns zu Lichtern auf ein bewegliches, hin und her geworfenes Menschenkind, das es wohl verdient, gekannt zu werden, weil es gerungen und gestrebt hat als echter, warmer Mensch, obschon ohne den Sieg über Welt und eigenes Herz davonzutragen.

Die Zeitgenossen in der Schweiz haben Hubers Gedichte doch besser aufgenommen als der deutsche Pfarrer Steinbrenner. Gaudenz von Salis-Seewis, selbst ein Dichter, wurde durch einzelne Gedichte Hubers noch vor deren Sammlung in den „Funken“ auf den Basler Apotheker aufmerksam

gemacht. Auf der Rückreise von Paris in die Heimat im Frühjahr 1785 kaufte er in Basel in der Huberschen Apotheke Lindenblüten für die Prinzessin Adelaide und auf der zweiten Reise nach Paris erneuerte er die Beziehung. Huber erschien ihm als ein Original, und er liess sich von ihm die Silhouette abnehmen.<sup>1)</sup> Es waren damals erst Hubers Gedichte in der schweizerischen Blumenlese und im Schweizerischen Museum erschienen, und diese hatten schon genügt, um den Dichter zu einem in der Schweiz berühmten Mann zu machen.

Die nächste uns bekannte Episode in Hubers Leben war der Prozess Johannes Frey, der sich vom Jahr 1790 bis 91 hinzog. Joh. Frey, Lehrer am Basler Gymnasium, hatte ein Büchlein „Auswahl der Lehren und Taten Jesu“ im Druck erscheinen lassen, und die Basler theologische Zensur hatte das Büchlein passieren lassen, obschon es zum Teil einem groben und geschmacklosen Rationalismus huldigte. Die Sache wurde aber ruchbar und erregte einen Sturm der Leidenschaften in unserer Stadt. Die Kirche unter Antistes Merian lief Sturm gegen den Verfasser, im Rat dagegen warf sich Lukas Legrand, der Extheologe, zum Verteidiger des Angeklagten auf. Zum Unglück brachte Lavater, vom Basler Antistes um ein Gutachten angefragt, die ganze Sache durch den Abdruck mehrerer an ihn ergangener Privatschreiben in seiner Monatsschrift an die Öffentlichkeit, wobei er u. a. auch eine scharfe Kritik Joh. G. Müllers an Freys Theologie bekannt gab. Darüber nun wieder Entrüstung bei den Basler Freunden Müllers, einem Miville und vor allem Legrand und Huber, die von Olten her den Schaffhauser kannten und ihm etwas besseres zuge-  
traut hatten, als mitzuschüren in einem Ketzerprozess. Da hat dann Müller an Miville ein Rechtfertigungsschreiben auch zu-  
handen dieser Basler Freunde geschickt, und Miville hatte die Freude, dem Schaffhauser Freund den guten Erfolg dieser Rechtfertigung zu melden, Legrand und Huber seien damit zufrieden, sie hätten überdies keinen Zweifel in Müllers Charak-

---

<sup>1)</sup> vgl. Adolf Frey, Joh. Gaudenz von Salis-Seewis.

ter gehabt.<sup>1)</sup> Die Sache war damit erledigt. Wichtig für unsere Kenntnis Hubers ist dies Zusammengehen mit Legend im Kampf gegen die orthodoxe Theologie. Zuvor bei der Gründung der allgemeinen Lesegesellschaft arbeitete er mit Peter Ochs zusammen. Ein anderer Freund, von Huber gelegentlich an Lavater empfohlen, war der Pfarrer Joh. Jak. Fäsch, bekannt durch sein begeistertes Eintreten für die Basler Revolution im Jahr 1798. Damit haben wir das neue Milieu gewonnen, in das uns nun die letzte entscheidende Wendung in Hubers Leben führt: die Gesellschaft der künftigen politischen Revolutionäre.

Eine Bemerkung darf hier nicht unterdrückt werden, die bei diesem Übergang Hubers vom Literaten zum Politiker sich aufdrängt. Aus den Lavaterbriefen geht deutlich hervor, dass der Mann innerlich durchaus zu keiner befriedigenden Lösung seiner Zweifel und Nöte gelangt war; er trägt geistig ein Chaos in sich. Wenn er sich nun in die Politik wirft, geschieht es auch darum, um sich von sich selbst abzulenken und über der äussern Geschäftigkeit der politischen Kämpfe die innere Leere sich zu verbergen. Manches an der unruhigen Laufbahn Wernhard Hubers wird verständlicher von hier aus.

Freilich fehlen uns die Dokumente, die erforderlich wären, um das Werden des Revolutionärs Huber im einzelnen zu verfolgen und zu verstehen. Das eine nur steht fest, weil Huber in einer berühmten helvetischen Rede darauf zu reden kommt: der Ausbruch der französischen Revolution, die ersten Kundgebungen des neuen Freiheitsgeistes bildeten eine Epoche in Hubers Leben. Er liess damals in seinen Fingerring den Denkspruch eingraben: „Frei leben oder sterben“, den Wahlspruch aller guten Franken, wie er später sagt.<sup>2)</sup> Kein noch so grausiger Terror der französischen Revolution vermochte ihn in seiner Begeisterung für die Freiheit irre zu machen. Er sah von jetzt an die Zustände in seinem engern und weitem Vaterland in ganz neuem Licht. Noch auf den Ta-

<sup>1)</sup> Miville an Joh. Georg Müller, 18. März 1791 zu Joh. Frey vgl. P. Wernle: Aus den Papieren eines Pietisten und Aufklärers. (Basler Jahrbuch 1911.)

<sup>2)</sup> Aktensammlung der helvetischen Republik, ed. Strickler (H.-A.) I, 2000.



gungen in Olten hatte er geglaubt, als Schweizer sich des Besitzes der Freiheit zu rühmen; jetzt sah er rings um sich nichts mehr als Knechtschaft, Tyrannei und wurde ihm die Freiheit das Ziel der revolutionären Sehnsucht.<sup>1)</sup> Die paar erhaltenen Briefe an Peter Ochs vom Dezember 1797 zeigen uns den fertigen, zum Äussersten entschlossenen Mann.<sup>2)</sup> Ein kleines Revolutionskomitee hat sich gebildet unter dem Namen „das Kämmerli zur Rheineck“, 12 Bürger, deren Namen uns aufgezählt werden, Joh. Jak. Erlacher an der Spitze, Wernhard Huber an 3. Stelle als Sekretär, daneben Lukas Legrand, der spätere Direktor der Helvetik, Joh. Jak. Schmidt, der spätere Regierungsstatthalter von Basel. Am 14. Dezember kamen sie zur Gründung zusammen und richteten ein Schreiben an Peter Ochs, der eben in Paris als baslerischer Gesandter angekommen war, um dort den Sturz seiner Regierung und aller schweizerischen Regierungen zu betreiben. Ochs muss sich den Gründern des Klubs anschliessen, er vor allem gehört dazu. Der zweite Brief des „Kämmerleins“ durch Hubers Hand vom 26. Dezember gibt dem Jubel Ausdruck über die Geheimnachrichten von Peter Ochs' Verhandlungen mit Bonaparte in einer so klug berechneten Sprache, dass kein gegnerisches Auge etwas Illoyales herauslesen kann. Zugleich erklären die Mitglieder des Klubs ihre Bereitwilligkeit zu handeln, ja, wenn's sein muss, zu sterben für die erlauchten Prinzipien der Revolution. Von Mengauld, dem französischen Gesandten, wird in höchsten Tönen gesprochen. Die zwei nächsten Briefe vom 26. und vom 30. Januar 1798 stammen dann schon aus der begonnenen und zum Sieg geführten Basler Revolution. Das stolze Gefühl

<sup>1)</sup> Dr. F. Vischer machte mich darauf aufmerksam, dass über die politische Haltung Hubers in den Revolutionsjahren und zur Zeit des ersten Koalitionskrieges Angaben des von 1793—1797 in Basel residierenden Gesandtschaftssekretärs Theobald Bacher vorliegen sowohl in dem noch ungedruckten Briefwechsel Bachers mit Bürgermeister Peter Burckhardt (Basler Staatsarchiv) wie in den von Kaulek herausgegebenen „Papiers de Barthélemy“ Bd. 3 und 4. Huber kommt im Urteil Bachers sehr schlecht weg, er gilt ihm als unlautere Natur, als Denunziant.

<sup>2)</sup> Ich verdanke die Einsicht in diese Dokumente aus dem Nachlass von Peter Ochs der Freundlichkeit von Dr. Gust. Steiner.



des erreichten Erfolges spricht aus jeder Zeile. Aber die Revolution geschah in Abwesenheit von Peter Ochs; das drückt auf die Leitung; man fragt höflich an, ob nicht Ochs an der Spitze der Revolution marschieren will, und empfindet, dass er sie im Grund in Paris gemacht hat und an die Spitze gehört. Wichtig ist der erste dieser Revolutionsbriefe wegen der Charakteristik der leitenden Personen und Hubers persönlicher Stellung zu ihnen. Geradezu überschwenglich klingt die Zeichnung Stehlins, des Führers der Landschaft: „C'est un caractère unique et grand. C'est lui presque qui a tout fait et qui fait tout ce qui est bien fait. Sage, énergique, conséquent, probe, révolutionnaire et militaire.“ Nächst ihm stellt er Schmidt am höchsten: „Révolutionnaire prononcé, sincère, prudent. Ces deux sont mes Dieux,“ fügt er hinzu. Sich selbst charakterisiert er folgendermassen: „H u b e r très dévoué à la cause, ne pouvant se mettre à la tête, n'ayant pas votre parole, se range entièrement avec Stehlin et Schmidt.“

Uns persönlich aber interessiert ein anderer Punkt in diesem und dem folgenden Brief Hubers an Ochs. Peter Ochs hatte sich in einem Brief an Frey über die Theophilanthropen in Paris ausgesprochen, und zwar in einer Weise, dass er deutlich seine eigenen sentiments théophilanthropiques durchschimmern liess. Das hat ihm das ganze Herz Hubers gewonnen, c'est mon mobile, c'est mon soutien, c'est mon point de vue! ruft er aus. Wir sind über diese Wendung nicht erstaunt, die wir Hubers Neigung zu den Freimaurern in der frühern Periode kennen. Das Evangelium war für diesen Mann zu einfach; er bedurfte einer Aufmachung mit dem Nimbus des Geheimen und Besonderen. Ein letztes Zucken seines religiösen Triebes mitten im politischen Alltagslärm!

Hubers hervorragender Anteil an der Basler Revolution geht vor allem aus den Verhandlungen der Basler Nationalversammlung hervor, die am 6. Februar 1798 ihre erste Sitzung hielt. <sup>1)</sup> Da wurde gleich zuerst Wernhard Huber zum Präsidenten der Versammlung gewählt. Kurz darauf erfolgte seine Wahl ins Regierungskomitee,

<sup>1)</sup> vgl. die gedruckten Verhandlungen und Beschlüsse der konstituierten Baslerschen National-Versammlung.

dann ins Konstitutionskomitee, auch die Saal-Inspektion musste er präsidieren. Als am 21. Februar eine Gesandtschaft des ebenfalls revolutionierten Schaffhausen in Basel erschien, hielt Huber die feierliche Begrüssungsrede. In der gleichen Sitzung nahm seine Präsidentschaft jedoch ihr Ende, da er zusammen mit Legrand und Schäfer nach Bern abgeordnet wurde, um die Stadt zum Einlenken gegenüber den kriegsbereiten Franzosen zu bewegen. Damit begann für Huber ein äusserst bewegtes Reiseleben von einer Sendung zur andern, im Grund im Dienst Frankreichs mehr als in dem der Eidgenossenschaft, als beredter Anwalt der französischen Politik und Befürworter der von ihr der Schweiz aufgezwungenen Verfassung. Die Sendung nach Bern verlief erfolglos; mit Ingrimm erinnerte sich Huber später daran, wie die Basler Gesandten vor dem Bären kriechen und sich wie die Würmer winden mussten, um ihm die Tollheit des Krieges begreiflich zu machen; vergebens! Die Kriegsräte liessen keine Vernunft zu.<sup>1)</sup> Kaum hat Huber der Vaterstadt Bericht von dieser Sendung erstattet, so schicken ihn die Basler zusammen mit Schmidt zu General Brune, um in letzter Stunde durch Verschiebung des Kriegsbeginns eine Frist für Bern zu freiwilliger Unterwerfung zu gewinnen. Auch diese Gesandtschaft war erfolglos, Brune liess durch die beiden Basler Gesandten ihrer Stadt eröffnen, dass er am 3. März die Feindseligkeiten begonnen habe. Zwischen hinein finden wir Huber in der Basler Nationalversammlung, wo er am 15. März in Abwesenheit des Präsidenten die Deputation aus der Waadt feierlich begrüsst, aber am gleichen Tag sendet ihn die Versammlung zusammen mit Ochs und Wieland an die französischen Generale Brune und Schauenburg, die Kantone Bern, Solothurn, Freiburg und Waadt zum Zweck, dort überall die Annahme der Konstitution durch den Kanton Basel bekannt zu machen. Nur ein Teil dieses Auftrages, nämlich den Besuch in Solothurn, bei General Schauenburg und bei General Brune konnte er ausrichten, da General Brune ihn von Bern aus mit Aufträgen an seine Regierung zurückschickte.

---

<sup>1)</sup> H.-A. II. 187.

Aber sobald er sich des erhaltenen Auftrages erledigt hatte, ordnete ihn die Basler Nationalversammlung aufs neue ab, diesmal auf Wunsch Mengauds, der mit Huber und Legrand als Begleitern nach Solothurn und Bern zu reisen wünschte. Bei diesem Anlass hatte Huber als Dolmetsch für Mengaud bei dessen Rede an die bernische Wahlversammlung zu fungieren, wobei ihn sein Herz zu überströmenden Empfindungen hinriss, zumal angesichts des Gegensatzes, wie er vor wenig Wochen im selben Bern dagestanden hatte, und jetzt auf dem Boden des neuen Vaterlandes. Am 4. April kehrte er nach Basel zurück und berichtete über seine Tätigkeit in Bern und sein Zusammentreffen mit Lecarlier.

Aus der Basler Revolutionspolitik riss ihn seine Wahl zum Mitglied des Grossen Rates der Helvetischen Republik in die weit grosszügigere helvetische Parlamentspolitik hinein. Hubers Name steht im Protokoll der Grossratsmitglieder vom 12. April 1798, dem Tag der Eröffnung, an fünfter Stelle unter den alphabetisch geordneten Basler Vertretern. Seitdem begegnet sein Name bei allen wichtigen Debatten des Grossen Rates als der des beredtesten baslerischen Parlamentariers. Wernhard Huber gehörte zu den feurigsten Patrioten im ersten schweizerischen Parlament; er offenbart in seinen Reden die blinde, ja abgöttische Bewunderung der Franken als der Schöpfer der helvetischen Freiheit, den grimmigsten Hass gegen die Tyrannei des alten aristokratischen Systems, den Enthusiasmus für eine Ära der Freiheit und Gleichheit und des individuellen und universalen Glücks, verbunden mit dem Willen, dafür auch mit den allerschroffsten Massregeln, Gewalt und Schwert, wenn's sein muss, den innern und äussern Feinden entgegenzutreten. In den praktischen Fragen des Rechts und der Wirtschaft dagegen vertritt er nicht das Extrem; er ist ein Gegner der plötzlichen Umwälzungen, will den Enthusiasmus durch die Klugheit geregelt wissen und lehnt es ab, dem Volk einfach zu schmeicheln. Trotz dieser relativen Mässigung hat auch er an allen Torheiten und Irrtümern dieser ersten Revolutionsepoche reichlich teilgenommen, hat dann später mit rührender Offenheit seine Fehler und Übereilungen zugestanden und umzulernen versucht, jedoch als es zu spät war,

als das angerichtete Unheil nicht mehr gut gemacht werden konnte. In dem allem ist er eine typische Erscheinung dieser Episode schweizerischer Politik, weit mehr getrieben von den allgemeinen Zeitströmungen als selber treibend und führend, und darin treu seiner früheren geistigen Haltung, wie wir sie kennen aus dem Briefwechsel mit Lavater und aus den „Funken“.

Ein paar Belege dieser Charakteristik seien wenigstens gegeben. Es war Wernhard Huber, der im Grossen Rat gleich bei seiner Eröffnung und Konstituierung den Vorschlag einbrachte, das Direktorium möge der fränkischen Regierung im Namen der helvetischen Nation für die ihr verschaffte Freiheit und Unabhängigkeit danken,<sup>1)</sup> eine wunderliche Zumutung, als datierte die schweizerische Unabhängigkeit erst seit dem Einrücken der Franzosen in die Schweiz, das ihr ein Ende machte. Der Antrag wurde gutgeheissen. Nicht lange darauf, am 16. Mai, ergreift er empört das Wort, weil ein Grossratsmitglied von den Franken als fremden Behörden sprach. „Fremde“ dürfen die nicht genannt werden, die unsere Republik neu geschaffen haben, und ohne deren Hilfe wir nicht leben können. „Wer hat uns gelehrt, mit Entzücken uns um den Freiheitsbaum zu versammeln?“ Man klatscht und ruft Bravo, Bravo!<sup>2)</sup> Aber am gleichen Tag kam vor demselben Grossen Rat ein Schreiben Rapinats an das Direktorium zum Verlesen, das allen freiheitlichen Gefühlen jedes Schweizers Hohn sprach und in jeder Zeile dem Adressaten zu verstehen gab, dass die Schweiz einen Vasallenstaat Frankreichs bilde. Diesmal zuckte auch Hubers empfindliches Schweizerherz zusammen; in einer über Nacht wohl einstudierten Rede suchte er wenigstens hypothetisch den gefährlichen Stellen des französischen Briefes einen harmlosen Sinn zu geben, da es doch Pflicht sei, den Franken nichts als Gutes, Uneigennütziges zuzutrauen, „wie sag ich, diese Retter ihres Vaterlandes, diese Helden der Menschheit könnten auch nur den Schatten eines Gedankens haben, der unserer Unabhängigkeit zu nahe treten

<sup>1)</sup> H.-A. I. 655, 678.

<sup>2)</sup> H.-A. I. 941.

würde“? Für den Fall aber, dass er sich in dieser guten Meinung täuschen würde, dass wirklich eine Beeinträchtigung der schweizerischen Unabhängigkeit im Plan der Franken liegen sollte, kehrt er den schweizerischen Freiheitsstolz hervor: dann gälte die Losung für uns: frei leben oder sterben. Er stimmte dann für den Tod fürs Vaterland: „Es lebe die Freiheit und Unabhängigkeit der helvetischen Nation! Überleben müsse sie von uns keiner!“ Huber war damals Grossratspräsident, und auf Antrag Eschers wurde seine Rede im offiziellen Bulletin gedruckt.<sup>1)</sup> Was geschah? Hubers Rede wurde mit andern Dokumenten nach Paris geschickt und dort sogleich als Zeichen eines Abfalls von Frankreich, einer geheimen Konspiration mit England und Österreich gedeutet. Huber als blindes Werkzeug einer britischen Partei, — es war der reine Blödsinn, und wir begreifen, dass der Angegriffene zu stolz war, sich dagegen zu verteidigen. Seine Taten sprachen ja deutlich genug.<sup>2)</sup> Bereits am Tag darauf, am 18. Mai, als der Rat Kunde erhielt von einem brüsken Rüffel, dem Direktorium von General Schauenburg erteilt, weil der Senat sich einer tief eingreifenden Verfügung R a p i n a t s widersetzt habe, — es handelte sich um die neue Konstituierung der drei Kantone Waldstätten, Linth und Säntis durch eine einfache Ordre Rapinats, — hüllte sich der tapfere Grossratspräsident in Schweigen, und als acht Tage hernach die Sache nochmals zur Sprache kam, lobte er sogar die Verfügungen Rapinats und empfahl Unterlassung einer Diskussion.<sup>3)</sup> Und wie dann derselbe Rapinat alle möglichen Requisitionen erliess und Getreidemagazine mit Beschlag für die französischen Truppen belegte, fand Huber im Grossen Rat die Franken sehr sorgfältig in ihren Massregeln und freute sich über das Erleichternde derselben für das Volk. Sein Barometer der Unabhängigkeit, fügt er hinzu, sei nicht gesunken, aber er vergesse nicht, in den Franken die Befreier Helvetiens zu sehen und zu schätzen.<sup>4)</sup> Es kam der schimpfliche 19. Juni, da,

<sup>1)</sup> H.-A. I. 1099 f.

<sup>2)</sup> H.-A. II. 230, 237, 290.

<sup>3)</sup> H.-A. I. 951.

<sup>4)</sup> H.-A. II. 136.

dem Druck Rapinats weichend, die beiden Direktoren Bay und Pfyffer ihre Entlassung eingeben mussten. Huber fand das ganz in Ordnung; „ich sehe nicht, wie die Unabhängigkeit unserer Nation und unsere Freiheit leidet, wenn wir zwei Direktoren, die das Recht haben, abzutreten, auf ihr Begehren die Demission erteilen.“ Auch als die Möglichkeit gegeben wurde, die Entlassenen wieder an ihren Posten zu wählen, stimmte Huber dagegen, weil Klugheit besser als in den Stein hauen sei.<sup>1)</sup> Nur ja nicht den Zorn Frankreichs oder seiner Generäle reizen! Ja, den vielen Klagen über Ausschreitungen der französischen Soldaten auf Schweizerboden zum Trotz verfasste Huber jene Erklärung an S c h a u e n b u r g, worin der Grosse Rat dem General seine Bewunderung der guten Mannszucht der französischen Armee ausdrückte und überhaupt die bewundernde Anhänglichkeit an die grosse Nation versicherte.<sup>2)</sup> Den über die Klagen der Schweizer verdrossenen General wollte er zu einem Aussöhnungsfest eingeladen wissen; für den Brief an die fränkischen Autoritäten forderte er die „allerhöflichsten“ Ausdrücke.<sup>3)</sup> Es war ein Kriechen vor dem Mächtigen, das uns heute noch die Schamröte auf die Stirn treiben kann. Aber Huber konnte sich in seiner Franzosenbegeisterung gar nicht genug tun. Als am 6. Juli das Direktorium die Räte einlud, die Erstürmung der Bastille am 14. Juli mit einer Feier zu ehren, ging Huber sogleich weiter und verlangte, dass dieser Tag in Helvetien allgemein gefeiert werde.<sup>4)</sup> Es kam der unglückliche 9. September 1798 mit dem erbitterten Widerstand des Nidwaldner Völkleins und den „namenlosen Greueln“ (Oechsli) der ebenso erbitterten fränkischen Sieger. Wieder war es Huber, der den uneingeschränkten Dank der schweizerischen Regierung an die fränkische Armee verlangte: „Sie hat für die gute Sache und für uns gekämpft, danken wir ihr mit Worten, weil wir ihr nicht anders danken können!“<sup>5)</sup> Kein Wunder, dass, als sich das Kriegs-

---

<sup>1)</sup> H.-A. II. 259, 273.

<sup>2)</sup> H.-A. II. 296.

<sup>3)</sup> H.-A. II. 325.

<sup>4)</sup> H.-A. II. 494.

<sup>5)</sup> H.-A. II. 1200.



gewitter über der Schweiz zusammenzog, ein Mann wie Huber den Krieg einzig als eine Ehre betrachten konnte, mit der grossen Nation zusammen den Kampf für die Freiheit zu beginnen.<sup>1)</sup> Noch bevor der Krieg ausgebrochen war, forderte er strenge Massregeln gegen die Auswanderer und die, welche andere zum Auswandern verführen, um dem Militärdienst auszuweichen.<sup>2)</sup> Seine Kriegsbegeisterung steigerte sich mit jeder neuen Rede; er machte sich vor, es seien die alten Schweizerhelden, die jetzt an der Seite Frankreichs ihren Befreiungskrieg zu Ende führten. Auch die jungen Theologiestudenten wollte er nicht vom Kriegsdienst ausgenommen wissen, mit der Begründung: „Zudem ist der Kriegsdienst nicht so unsittlich, als man ihn darstellen will, und wenn er es wäre, so werden alle diese gebildeten jungen Bürger, die schon alle Moralität eingesogen haben sollen, den übrigen jungen Soldaten dieselbige mitteilen; auch haben wir schon oft, ohne Schaden für die Religion, Geistliche ihren Bischofsstab mit dem Marschalstab vertauschen sehen.“<sup>3)</sup> Als im Grossen Rat Mitteilung gemacht wurde von jungen Bürgern von Montreux, die sich freiwillig zu den Hilfstruppen stellten, rief Huber beglückt aus: „Dies ist die wahre praktische Philosophie. Es gab Philosophen auf dem Thron, die das Volk in Sklaverei hielten; allein ein freies Volk wird immer Philosophen und Philosophie genug hervorbringen. Ich empfehle sehr ehrenvolle Meldung und feierliche Bekanntmachung.“<sup>4)</sup> Trotzdem musste er den grossen Schmerz erleben, dass General Massena seine ersten grossen Siege in Graubünden noch ohne Schweizerhilfe gewann; „weh tat es mir, sehr weh,“ rief Huber im Grossen Rat bei Empfang der Siegesnachricht aus, „dass die Franken gesiegt haben und keine Schweizer da waren, um teilzunehmen an ihren Gefahren, teilzunehmen an ihrem Ruhm.“ Und er schleudert den Fluch über den schweizerischen General Hotze auf Österreichs Seite: „Gebrandmarkt sei Hotzes

<sup>1)</sup> H.-A. III. 244.

<sup>2)</sup> H.-A. III. 711.

<sup>3)</sup> H.-A. III. 1152.

<sup>4)</sup> H.-A. III. 1428.



Namen bei uns und unsern Nachkommen.<sup>1)</sup> Es kamen freilich im Laufe dieses Krieges auch schwere Stunden für das Franzosenherz Wernhard Hubers. Der Sieger von Zürich legte nicht bloss auf das mit den Waffen zurückgewonnene Zürich, sondern auch auf Hubers Vaterstadt Basel die berühmten Zwangsanleihen. Diesmal empörte sich doch der Unabhängigkeitssinn Hubers: „Es ist unsere erste und allerheiligste Pflicht,“ erklärte er am 11. Oktober 1799, „die Rechte des Volkes zu verteidigen und des Volkes erstes Recht ist seine Unabhängigkeit.“ Könnte man die Massregel gegen Zürich noch damit motivieren, dass die Franzosen die Stadt vor Plünderung gerettet hätten, so fiel für Basel jeder Schein eines Rechtsgrundes weg; „bei Basel zeigt es sich, dass man nur Geld will, wo man Geld zu finden glaubt.“ Er tröstet sich aber damit, dass „die Franken sich selber schaden, wenn sie zu ungerechten Mitteln greifen und wir, die helvetische Regierung, darum die Sache der Freiheit und die Sache der Franken fördern, wenn wir ihrer Ungerechtigkeit entgegen treten. Mit Klugheit freilich, nicht mit Hitze, damit man nicht wieder zu weit gehe, um dann den Rückzug antreten zu müssen.“<sup>2)</sup> Man hat doch den Eindruck, dass ihm damals über manches die Augen aufgegangen sind, das er zuerst einfach nicht hatte sehen wollen. Mit dünnen Worten redet er jetzt von der durch die Franken den Schweizern aufgedrungenen Konstitution, an deren Verbesserung im schweizerischen Sinn zu arbeiten Pflicht sei.<sup>3)</sup> Es hatte die Übergriffe der Franzosen von zwei ganzen Jahren gebraucht, um Huber zu dieser Einsicht zu bringen.

Die positive Arbeit Hubers im helvetischen Parlament bestand vorzüglich darin, der Freiheit auf allen Lebensgebieten Bahn zu brechen. Voran standen ihm die Denkfreiheit, die Pressfreiheit und die Gewissensfreiheit; für sie wäre er bereit, sein ganzes Vermögen hinzugeben.<sup>4)</sup> Es war ihm

---

<sup>1)</sup> H.-A. III. 1331.

<sup>2)</sup> H.-A. V. 122, 128.

<sup>3)</sup> H.-A. V. 583.

<sup>4)</sup> H.-A. II. 22.

in der Praxis mitunter schwer, an der Pressfreiheit nichts abzumarkten, wenn sie wie zum Beispiel von dem jungen Haller in revolutionsfeindlichem Sinne benützt wurde. Man muss ihm aber die Gerechtigkeit zollen, dass er auch dem Reaktionär gegenüber zur Pressfreiheit stand und noch Ende 1799 so entschieden für sie eintrat wie zu Beginn der Helvetik.<sup>1)</sup> Desgleichen stand er fest zur Vereinsfreiheit im Unterschied von solchen Revolutionsfreunden, welche nach vollbrachter Revolution plötzlich mit dem Klubsystem aufräumen wollten; die Freiheit zu reden und zu schreiben könne man keiner Gesellschaft verweigern.<sup>2)</sup> In diesen Fragen hat sich Huber bewährt. Eigentümlich aber war seine Stellung in der Judenfrage. Es handelte sich darum, ob man die bis dahin so gut wie rechtlosen Juden für Vollbürger erklären und den Bürgereid ihnen abfordern solle. Als zum ersten Mal im Grossen Rat der Vorschlag gemacht wurde, es solle auch den Juden der Genuss der Menschenrechte zuteil werden, widersprach Huber, mit der Begründung, dass die Juden durch ihre Gesetze und Bräuche sich selbst absondern. Wie zum zweiten Mal der Antrag gestellt wurde, die Juden in Lengnau und Ober-Endingen vom Kopfgeld zu befreien, das sie bis dahin auf der Zurzacher Messe hatten bezahlen müssen, stimmte Huber diesmal bei, verlangte aber die Einsetzung einer Kommission für die Ausführung.<sup>3)</sup> Wie dann das Direktorium die Räte anfragte, ob die Juden zum Schwören des Bürgereides zuzulassen seien, forderte Huber wie ein rechter Antisemit Tagesordnung darüber mit der Begründung, die Juden bilden eine Art besonderer politischer Korporation und könnten deshalb nach der Konstitution niemals das Aktivbürgerrecht geniessen; überdies befinden sie sich in einem solchen Zustand der Verdorbenheit, dass sie als unverbesserlich anzusehen seien.<sup>4)</sup> Allein in der Kommissionsarbeit liess sich sein Herz soweit erweichen, dass er den Bürgereid den Juden zugestehen wollte, die zwan-

---

<sup>1)</sup> H.-A. II. 529, V. 104.

<sup>2)</sup> H.-A. II. 79.

<sup>3)</sup> H.-A. II. 72, 74.

<sup>4)</sup> H.-A. II. 875.

zig Jahre in Helvetien wohnten, ein gutes Zeugnis von ihrer Gemeinde mitbrächten und dem Regierungsstatthalter schriftlich erklärten, dass sie auf alle andern bürgerlichen und politischen Rechte verzichteten. Merkwürdig, wie er jetzt auf einmal die Judenschaft in rosigem Licht erblicken konnte! Man warf damals den Juden vor, dass sie mit Nationalgütern gute Geschäfte machten. Huber meint: „Desto besser! Sollten wir diese Konkurrenz ungern sehen? Dass sie die feinsten Handelsleute sind, ist eine Empfehlung für sie.“ Als der Grosse Rat entgegen dem Kommissionsantrag Vertagung des Bürgereides der Juden beschloss, trat Huber in einem persönlichen Schreiben beim Direktorium dafür ein, dass die Beamten den Nachbarn der Judendörfer deutlich zu verstehen geben sollten, die Juden seien Menschen wie andere und hätten gleiches Recht auf den Schutz der Gesetze. „Die bisher so erniedrigte und gedrückte Klasse“ nennt er sie jetzt. Noch einmal wehrte er sich am 17. August mit allen Mitteln der Beredsamkeit für die Zulassung der Juden zum Bürgereid, dabei ruhig den Vorwurf der wetterwendischen Gesinnung auf sich nehmend. Seine einfache Logik sagte ihm: „Da wir die Juden doch nicht verjagen können, lasst uns sie durch den Eid an unsere Gesetze binden. Wenn die Juden schädlich waren, so geschah dies, weil sie nichts anderes als Wucher treiben konnten und man ihnen alles Ehrgefühl raubte; und wollte man sie noch länger in diesem schädlichen Zustand behalten?“<sup>1)</sup> Das Ganze ist ein Beweis, wie rasch, fast nur zu rasch, Huber umlernen konnte, sobald ihm jemand die Sache unter dem ihm genehmen Gesichtspunkt darstellen konnte.

Eine der schwersten Fragen, die im helvetischen Parlament zur Behandlung kamen, war die *Zehntenfrage*, überhaupt das Problem der sogenannten Feudallasten. Man stand unter dem Eindruck des französischen Vorbildes; Zehnten, Grundzinse sind Feudallasten mittelalterlichen Ursprungs, sie widersprechen dem neuen Freiheitsgefühl. Aber sollte man ohne weiteres den Bauern das gewaltige Geschenk machen, dagegen die Zehntbesitzer, darunter den grössten, den Staat,

<sup>1)</sup> H.-A. II. 877 f.

einer Einnahmequelle berauben, bevor irgend ein Ersatz dafür gefunden war? Vom Zehnten lebten so gut wie ausschliesslich die Pfarrer, die Schulmeister, die Armen jedes Ortes. Die Aufhebung der Zehnten und Grundzinse bedrohte diese Klassen mit dem Ruin. Man muss es Wernhard Huber lassen, dass er mit Bedacht und Vorsicht an die schwere Frage herangetreten ist. Am 26. Mai hielt er seine grosse Rede mit langen historischen und rechtlichen Darlegungen und dem Antrag als Schluss, es seien die Zehnten dies Jahr zum letzten Mal zu entrichten, dann sollen sie für immer aufgehoben sein. Die Zehntinhaber entschädigt der Staat mit 10 Prozent, wozu die Zehntpflichtigen  $2\frac{1}{2}$  Prozent zu leisten haben. Der kleine Zehnten fällt sogleich ohne Entschädigung weg. Die Bodenzinse sind rückkäufllich zu bestimmten, mit jedem Jahr abnehmenden Summen. Huber glaubte damit vorsichtig geraten zu haben, denn er sagte: „Es ist gefährlich, wo die Staatseinkünfte noch nicht reguliert sind, das Gewisse abzuschaffen, um das Ungewisse an die Stelle zu setzen.“<sup>1)</sup> Leider aber fehlte ihm die Festigkeit, bei seinen einigermaßen vernünftigen Vorschlägen zu verharren, er liess sich vom Strom der allgemeinen Stimmung treiben, und der schwemmte Vernunft und Zehnten miteinander weg. Schon am 2. Juni legte er einen modifizierten Vorschlag vor: Verzicht auf den Zehnten schon für dies Jahr, Ersatz durch eine billige Taxe auf das zehnbare Land. Die Entschädigungspflicht wird nur noch dem Staat aufgebürdet und fällt für die Zehntpflichtigen selber weg.<sup>2)</sup> Noch weiter ging er im Entgegenkommen gegen die Zeitströmung am folgenden Tag; da war ihm der Verstand ganz abhanden gekommen. Unter jubelndem Beifall der Versammlung proklamierte er, dass von nun an alle Zehnten teils mit, teils ohne Entschädigung aufgehoben seien und die Grundzinse abkäufllich gemacht werden mit einer Summe, welche dieses Jahr ein für allemal fertig zu bezahlen ist. Der Staat entschädigt die Eigentümer der Partikularzehnten, wobei besonders für fromme Institute gut zu sorgen ist.<sup>3)</sup> Mit grosser Mehrheit wurde dieser Antrag Hubers

<sup>1)</sup> H.-A. II. 21—24.

<sup>2)</sup> H.-A. II. 44.

<sup>3)</sup> H.-A. II. 50.

angenommen. Er bedeutete den Ruin für die Staatsfinanzen und drohenden Hunger für die ganze schweizerische Geistlichkeit. Der Grosse Rat und mit ihm Huber war das Opfer der Demagogie und Popularitätssucht geworden. Einen Monat später (18. Juli) erklärt derselbe Huber im gleichen Grossen Rat: „Der grösste Fehler, den wir gemacht haben, war, den diesjährigen Zehnten ohne hinlängliche Kenntnis der Volkstimmung und der Hilfsquellen des Staates abzuschaffen; wir sollten daher dies übereilte Dekret zurücknehmen und da, wo der Zehnten noch nicht eingesammelt ist, denselben beziehen; wo er schon eingesammelt ist, denselben nach einer billigen Schätzung wieder erstatten lassen, denn Fehlen ist menschlich, das Verbessern der begangenen Fehler aber ist der Gerechtigkeit gemäss.<sup>1)</sup> In der grossen Zehntendebatte vom 18. Oktober wehrte er sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie dafür, dass die bisherigen Zehntpflichtigen wenigstens die 2½ Prozent zu zahlen hätten, auch an den Staat, ja an den Staat ganz besonders. „Ist denn,“ so fragt er, „die Revolution nur für den Beutel (er lässt durchblicken, für den Beutel der wohlhabenden Bauern am Zürichsee und am Genfersee) gemacht, da wir immer von dem Geldvorteil, den die Revolution der oder dieser Gegend vorzugsweise verschafft, sprechen?“ Er verlangt, dass man solche Partikularrücksichten zurückstelle und für das Wohl des ganzen Volkes handle.<sup>2)</sup> Das zeugt für die Einsicht, die wenigstens der Torheit bei Huber auf dem Fusse folgte. Aber das Unglück war nicht mehr gut zu machen, allein der Ausfall des ersten Zehntens war für das Finanzsystem der Helvetik katastrophal, da der Staat von allen Seiten um Entschädigung und Hilfe für dringende Not gebeten wurde und durch jenen Ausfall selber am meisten verloren hatte.

In wirtschaftlichen Fragen, die seinem eigenen Beruf nahe standen, war Huber ganz bedeutend vorsichtiger als in der ihm im Grund fern liegenden Zehntenfrage. Der Botschaft des Direktoriums um das Recht, die allgemeine Gewerbe-freiheit zu proklamieren, begegnete Huber mit

<sup>1)</sup> H.A. II. 703.

<sup>2)</sup> H.-A. III. 1460.

grösster Zurückhaltung. Zwar grundsätzlich gehörte er durchaus zu den Freunden des neuen Wirtschaftssystems, aber in der Ausführung wollte er es ja zu keiner allgemeinen Zügellosigkeit kommen lassen. Vor allem, meinte er, gehe es nicht an, erst allgemeine Gewerbefreiheit auszurufen und dann nachher die Schranken festzusetzen, innert welchen diese Freiheit bleiben soll. Er schlug darum vor, die bereits daran arbeitende Kommission einzuladen, einen Entwurf vorzulegen, wie diese Industriefreiheit erteilt werden kann und welchen Bedingungen Gewerbe, welche auf Gesundheit und Sicherheit Einfluss haben, immer unterworfen bleiben müssen.<sup>1)</sup> Er erlag mit seinem Antrag. Solche Vorsicht kannte er dagegen weniger in einem Fall, wo die Gewerbefreiheit besonders ruinierend auf das Volksleben wirken kann, in der Frage der Schenkfreiheit. Man kann hier Huber nicht freisprechen von der Mitschuld an dem moralischen Sumpf der Helvetik, den das Freigeben des Weinausschanks für jeden Rebenbesitzer zur Folge hatte. Immerhin vertrat Huber an einem Punkt dieser Beratung den gesunden Sinn: er stimmte zu, dass man den Gemeinden, welche bis dahin noch gar keine Wirtshäuser besitzen, nicht die Wirtshausfreiheit aufzwinge.<sup>2)</sup> Das ist ihm, dem Dichter froher Zechlieder, vielleicht nicht einmal so leicht gefallen, aber seine Moral wies ihm klar diesen Weg. Sie bewog ihn sogar dazu, dem Vorschlag zu einem höchst drakonischen Gesetz gegen die Hasardspiele seine Zustimmung zu geben, obschon er persönlich davon überzeugt war, dass keine gesetzliche Massregel den hohen Spielen jemals ganz Einhalt tun werde; Hauptsache sei dennoch, dass geholfen werde, so gut das möglich sei. Leider blieb der Vorschlag auf dem Papier stehen; das Gesetz kam nicht zustande. Aber man ist erfreut, einen Freiheitsfreund wie Huber in dieser Frage auf der Seite der Strenge zu sehen. Von der Ausdehnung des Spielverbots auf das Tanzen, wie es ein anderes Mitglied des Grossen Rates wünschte, wollte er dagegen nichts wissen. „Das Tanzen finde ich den guten Sitten zu-

---

<sup>1)</sup> H.-A. III. 225.

<sup>2)</sup> H.-A. III. 214.



träglich,“ lautet sein tiefsinniger Spruch.<sup>1)</sup> Und ganz im Element seines freiheitlichen Individualismus bewegte sich Huber in der Debatte über die Gesetzlichkeit der Ehe zwischen Geschwisterkindern am 10. Oktober 1798. Er geht in seinem Votum von dem allgemeinen Grundsatz aus: Nichts verbieten, als was unausweichlich gefordert werden darf! Zum Erweis, dass an der Geschwisterkinder-Ehe nichts auszusetzen ist, beruft er sich auf Mose, diesen geheiligten und vortrefflichen Gesetzgeber, welcher bei aller Strenge gegen Heirat in verbotenen Graden diese Ehe freigab, wobei er aus der Bibel den Beweis erbringen will, dass diese Stellung des Gesetzgebers Mose keineswegs durch einen Mangel an jüdischen Mädchen erklärt werden darf. Den Einwand, diese Ehe unter nahen Verwandten befördere die Reichtums-Oligarchie, lässt er nicht gelten; die Reichen heiraten in jedem Fall wieder Reiche, dagegen hilft kein Verbot. Überhaupt aber darf der Gesetzgeber aus solchen Gründen nicht verbieten; „eine einzige Hinderung einer solchen Verbindung könnte vielleicht auf die ungerechteste Weise zweien Menschen ihre lebenslängliche Glückseligkeit rauben.“<sup>2)</sup> Eine wahrhaft klassische Formulierung des Prinzips der individuellen Glückseligkeit als massgebend für das Recht! Das heisst ernst machen mit der Freiheit!

Nächst diesem Eintreten für die Freiheit bewies Huber seinen Idealismus in der Förderung des Bildungswesens, soweit er dazu Gelegenheit hatte. Die Nachricht, dass ein Teil der St. Gallischen Klosterbibliothek nach Deutschland hinüber geflüchtet worden und dadurch Helvetien entzogen sei, erfüllte ihn mit wahrem Ingrimm; er nannte solche literarische Räuberei „einen Mord am Vaterland, der nicht mehr zu ersetzen sei.“<sup>3)</sup> Als Basler sodann hatte er die Freude, im Grossen Rat dafür eintreten zu dürfen, dass der von ihm mitgegründeten allgemeinen Lesegesellschaft das Nationalgebäude des Reinacher Hofs (das sie schon seit 12 Jahren inne hatte) zu ihrem Gebrauch

<sup>1)</sup> H.-A. III. 652, 650.

<sup>2)</sup> H.-A. III. 107 f.

<sup>3)</sup> H.-A. II. 853.



überlassen wurde mit der Begründung, dass auch eine wohlthätige Armenanstalt für unvermögende Kranke von dieser Gesellschaft und ihren Mitgliedern unterstützt werde. Der Name des „würdigen“ Iselin wurde von Huber bei diesem Anlass ehrend erwähnt.<sup>1)</sup> In seiner Eigenschaft als Kommissär beim Archiv und der Bibliothek der gesetzgebenden Räte erlebte Huber die ganz besondere Freude, dass ihm von der Witwe Salomon Gessners zuhanden der Bibliothek alle Schriften und Kunstwerke Gessners geschenkt wurden; Huber hielt deshalb am 12. Februar 1799 eine Dankrede auf Gessner, diesen Mann, der unter den neuern Dichtern den ersten Platz hat und das meiste dazu beitrug, wieder reinen Geschmack in die deutsche Dichtkunst zu bringen, diesen Mann, der in so vielen Zweigen der schönen Künste sich auszeichnete, einen Mann, der, wenn ihm Helvetien in allen Fächern der Wissenschaften ähnliche Männer an die Seite zu setzen hätte, uns zum ersten Volk der Erde erheben würde.“ Die Aufstellung der Büste des grossen Gessner in der Nationalbibliothek sollte diesen Dank äusserlich zum Ausdruck bringen.<sup>2)</sup> Und über den toten grossen Männern vergass Huber die lebenden nicht. Als der Vollziehungsausschuss an die Räte das Gesuch richtete, es sei dem Bürger Pestalozzi das Privilegium für den Druck seiner Werke auf Lebenszeit und zehn Jahre über seinen Tod hinaus zu bewilligen, empfahl Huber im Grossen Rat unverweilte Bewilligung, da Pestalozzi noch mehr als das Verlangte verdiene.<sup>3)</sup> Wenn nur nicht sein Idealismus zuweilen sich in der Wahl der Mittel so schlimm vergriffen hätte. Als am 24. Oktober 1798 der Waadtländer Secretan dem Grossen Rat den Antrag auf Errichtung eines Denkmals auf dem Rütli stellte und so warmherzige Patrioten wie Suter, Escher und Kuhn die geplante Geschmacklosigkeit entschieden zurückwiesen, da musste just ein Huber es sein, der wenigstens Ernennung einer Kommission für das Studium der Frage verlangte und durchsetzte mit der Motivierung, alles komme auf den Geist an, mit dem man ein solches Denkmal

---

<sup>1)</sup> H.-A. III. 838.

<sup>2)</sup> H.-A. III. 1234.

<sup>3)</sup> H.-A. V. 823.

setze, und wenn die Helvetier sich erst durch Taten ihrer Väter würdig erwiesen hätten, dann sollten sie auch ein Denkmal auf dem Rütli errichten und auf jenem heiligen Platze schwören.<sup>1)</sup> Aber von der Arbeit dieser Kommission verlautet weiter nichts, und zu unserem grossen Glück blieb das Rütli von dem geplanten Denkmal unverwüstet.

Huber eigen ist dann wieder seine Begeisterung für die patriotischen Feste als Schaustellungen helvetischer Gesinnung und gewissermassen als Surrogate für die Religion. Schon bei den Feststellungen der Zeremonien für den Bürger eid der helvetischen Behörden hatte Huber in vorderster Linie mitgearbeitet und für die festliche Haltung gesorgt.<sup>2)</sup> Vollends der Plan und die nähere Ausführung des (durch die Ereignisse allerdings ins Wasser gefallenen) Volksfestes vom 12. April 1799 ist ganz Hubers Werk. Volksfeste erschienen ihm als die geeignetsten Mittel zur Bildung der öffentlichen Meinung wie zur Unterhaltung der Liebe zum Vaterland. Deshalb stellte Huber am 6. Februar im Grossen Rat den Antrag, den 12. April als den Tag der Vereinigung der Völkerschaften Helvetiens zu einer einzigen Familie, zu einem Volk von Brüdern festlich zu begehen.<sup>3)</sup> Die Räte stimmten ihm zu, eine Kommission wurde eingesetzt zur Vorbereitung des Bürgerfestes, und am 4. März trug Huber das Gutachten dieser Kommission vor, das von den Räten zum Gesetz erhoben wurde. Drei Vorbereitungsschüsse am Abend des 11. April sollten die Feier einleiten, der Festtag selbst mit Freuden schüssen, Glockenläuten und dem Wehen der Nationalfarben am frühen Morgen begonnen werden. Ein gemeinsamer Gottesdienst sollte alle Schweizer vereinigen. Hernach um 12 Uhr beginnt der Hauptakt der Festversammlung: Die Überreichung der Waffen an die dienstpflichtige Jugend. Greise von über 60 Jahren legen sie zuvor nieder vor dem Altar des Vaterlandes; hernach, nach vollzogener Übergabe an die Jugend treten schöne, gesittete Mädchen in reinlichem, einfachem Anzug hervor und bieten Blumenkränze und Sträusse den künftigen Sie-

---

<sup>1)</sup> H.-A. III. 282.

<sup>2)</sup> H.-A. II. 525.

<sup>3)</sup> H.-A. III. 1055.

gern dar. Die Knaben erscheinen beim Fest in Feierkleidern, von ihren Lehrern begleitet. Das würdige Alter und Bürger, die sich im verwichenen Jahre durch vorzügliche Taten fürs Vaterland ausgezeichnet haben, erhalten Ehrenplätze am Feste. Dazu selbstverständlich Salven, wo grobes Geschütz vorhanden ist! Dazu Musik und Gesang und fröhliche Tänze am Abend! Männer ohne Bürgersinn, Weiber ohne Sittsamkeit, feige Jünglinge und ungeratene Kinder dürfen zu Hause bleiben! <sup>1)</sup> Was in diesen 18 Gesetzesparagraphen schon wahrlich erheiternd genug für uns klingt, das erhebt sich direkt zur Komik in dem Gutachten Hubers, mit dem er das Gesetz empfahl. „Die Feierlichkeiten,“ lesen wir da, „müssen einfach, geschmackvoll und ihre Pracht der Majestät des Volkes angemessen und dem Nationalcharakter angepasst sein. Sie müssen den Geist unterhalten, das Herz erheben, die Meinungen verähnlichen, die Gemüter zusammenschmelzen. Das zufriedene Lächeln der Väter muss die Jugend erwecken, die Freudentränen in den Augen der Jugend sie rühren. Der nicht unbedingte Hoffnung gebende Blick des Mädchens muss den Jüngling in seinen grossen Entschlüssen bestärken und die Knaben von Heldentaten träumen. Alle Klassen müssen nach und nach Gegenstand, alle bald Zuschauer, bald Selbsthandelnde sein. Jede Kraft der Seele muss erhoben, gestärkt und erfreut werden, selbst das Gewissen muss daran teil haben. Mit Gottesverehrung soll sich das Gemüt aller Bürger am Anfang des Tages sammeln und zu jedem erhabenen Gefühl stimmen. Der grosse menschenverbindende Gedanke, dass wir alle Kinder eines Gottes sind, soll tiefe Wurzeln in den Herzen aller verschiedener Glaubensgenossen schlagen, dass die späten Nachkommen, wenn Oligarchie und Anarchie vom Erdboden verschwunden und Nomokratie überall eingeführt ist, reif sein mögen, mehr als Volksfeste, Feste der Menschheit zu feiern. An den Volksfesten muss das Alter geehrt, die Jugend ermuntert, das Verdienst belohnt, die Tugend gepriesen, das Volk belehrt, die Bürger verbrüdet und aller Menschen Herz erfreut werden.“ <sup>2)</sup> Aber was geschah? Als der Minister

---

<sup>1)</sup> H.-A. III. 1315 f.

<sup>2)</sup> H.-A. 1316 f.

Stapfer im Sinn dieser Wegleitung Hubers seine Gesetzesvorlage für das Bürgerfest ausarbeitete und das Direktorium sie den Räten vorlegte zur Genehmigung, fand man in beiden Räten auf einmal die gemachten Vorschläge lächerlich und wies sie unter dem Vorwand, sie befänden sich im Widerspruch mit dem Gesetz vom 8. März an die Regierung zurück. Und wer sehr lebhaft an Stapfers Projekt Kritik übte, das war unser Huber, der nicht merkte oder nicht merken wollte, dass alles, was er am Stapferschen Entwurf aussetzte, ihn selber in gleichem Masse traf. „Es ist gewiss kaum eine Gemeinde,“ meint er, „welche dieses Arrêté nicht lächerlich fände;<sup>1)</sup> ja gilt das nicht vom Huberschen Entwurf genau ebenso? Der Vormarsch der Russen und Österreicher in der Schweiz hat dann den ganzen Gedanken dieses Volksfestes einschlafen lassen; es kam die Zeit, da einem die Lust Feste zu feiern verging. Aber denkwürdig bleiben die beiden Projekte, das Hubersche und das Stapfersche, dennoch als lehrreiche Dokumente der Künstlichkeit und Unvolkstümlichkeit, zugleich der Pose und Sentimentalität dieses Zeitgeistes. Diese Gesetzgeber lebten in andern Welten als die grosse Mehrheit des Schweizervolkes, und es war nur gut, dass ihre Projekte nicht zur Ausführung kamen.

Und dieser Freund der Freude und der Menschlichkeit konnte, wenn er auf harten Widerstand gegen sein Revolutionsideal stiess, vor den härtesten, ja grausamsten Massnahmen nicht zurückscheuen. Das ist die Kehrseite seines weichen Charakters. Sie trat mit brutaler Nacktheit besonders in der Debatte über die Entschädigung der Patrioten hervor, mit deren Forderung die Bauern vom Zürichsee sich an der gestürzten alten Regierung zu rächen suchten. Obschon es, wie Huber zugeben musste, in Basel keine verfolgten Patrioten gab, erklärte er offen seine „Parteilichkeit für die Sache der Freiheit“ und ging so weit, den Patrioten vorzuwerfen, sie seien immer nur zu furchtsam und zu bescheiden; sie könnten ihre Forderung viel höher stimmen, wenn sie alles in Anschlag bringen wollten. Huber forderte ein revolutionäres Gericht für diesen

---

<sup>1)</sup> H.-A. III. 1395.

Gegenstand. „Ich bin partiisch für die Patrioten,“ wiederholte er nochmals.<sup>1)</sup> Es hätte dieses Bekenntnisses nicht bedurft. Sein Herz floss in jenen Tagen über von Ingrimme auf die bösen Oligarchen, die zu Hubers grossem Leidwesen immer noch in den helvetischen Räten ihre Verteidiger fanden, während für ihn damals jedes Wort der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen das alte Regiment ein Verrat an der Freiheit hiess.<sup>2)</sup> Wehe daher allen denen, die sich nicht ganz willig in die neue Ordnung fügten. Gleich zu Beginn der helvetischen Tagungen, als das neue künstliche Staatswesen zahlreichen Widerständen begegnete, beschloss der Grosse Rat auf Hubers Antrag, dem Direktorium Vollmachten zu geben, alles zu tun, was zum Heil des Vaterlandes und zur Sicherheit der obersten Gewalten nötig sei.<sup>3)</sup> Als erstes Signal zu einer Gegenrevolte wurde von den misstrauischen Repräsentanten bereits das Nichttragen der Nationalkokarde gedeutet, und Huber stimmte dem Antrag zu, der dagegen ein Einschreiten mit schweren Strafen verlangte.<sup>4)</sup> Wenn er auch noch im Sommer 1798 bei Anlass eines Falles von übereilten Hinrichtungen im Kanton Linth auf die strengste Beobachtung aller Rechtsformen bei Anwendung der Todesstrafe drang,<sup>5)</sup> er hat doch damals schon die Verhängung der Todesstrafe über Aufrührer gebilligt, und er hat eben darum auch die grausame Exekution der Franzosen gegen Nidwalden nur unter dem Gesichtspunkt des Notwendigen und Verdienstlichen betrachten können. Auffallend mild und human wollte er freilich eine Anzahl Baselbieter Ruhestörer im gleichen Sommer 1798 behandelt wissen; es waren eben Leute, die seinerzeit bei der Basler Revolution mitgemacht hatten; „sie halfen,“ drückt er schön sich aus, „die Landschaft aus dem traurigen Zustand der Sklaverei befreien und hoben ihn mit den Mitbürgern von Basel aus einem noch traurigeren, erniedrigenderen Zustand heraus, nämlich dem, Tyrannen sein zu müssen.“ Es kam für

---

<sup>1)</sup> H.-A. II. 438.

<sup>2)</sup> H.-A. I. 187 f.

<sup>3)</sup> H.-A. I. 1018.

<sup>4)</sup> H.-A. II. 195.

<sup>5)</sup> H.-A. II. 832.

Huber noch dazu seine persönliche Dankbarkeit gegen die Liestaler, welche ebenfalls die Begnadigung wünschten. Aus allen diesen Gründen empfahl Huber diese Baselbieter Rebellen den mitleidigen und menschenfreundlichen Gesetzgebern zur Begnadigung.<sup>1)</sup> Ganz anders dagegen sehen wir Huber schalten und walten, als im März des folgenden Jahres unter dem ersten Eindruck der Misserfolge Massenas und der Siege der Österreicher zahlreiche Aufstände ausbrachen an allen Ecken der helvetischen Republik. Da blieb für Huber und seine Kollegen scheinbar kein anderes Heilmittel als die Zustimmung zu den furchtbaren Blutgesetzen vom 30. und 31. März: Verhängung der Todesstrafe über die Verweigerer des Militärdienstes, die gegen die Verteidigungsmassregeln der Regierung Widersetzlichen und die Teilnehmer an revolutionären Bewegungen, wobei die Beurteilung der Vergehen in überhastender Eile arbeitenden Kriegsgerichten übertragen wurde.<sup>2)</sup> Als Regierungskommissär für den Kanton Solothurn hat Huber damals mit wahren Schreckensmassregeln gegen die Teilnehmer an den Solothurner Unruhen gewütet. Eine ganze Reihe von Todesurteilen wurden damals unter seiner Oberleitung ausgesprochen und ausgeführt, darunter das Todesurteil über Urs Bohner, Wirt zu Herbetswil wegen Fällung des Freiheitsbaumes, das Todesurteil über Friedrich Monney von Villars le Grand, weil er im Wirtshaus zum „Engel“ in Biberist gesagt hatte: „Si je vais au feu, le premier coup de fusil que je tirerai sera sur mes chefs“, etc., von den zahlreichen Verhängungen von zehn Jahren Schellenwerk nicht zu reden. Und gerade das summarische Verfahren dieser Kriegsgerichte fand Hubers Billigung; er wollte nichts davon hören, dass man die schweren Fälle auf dem regelmässigen Weg durch das Kantonsgericht entscheiden lassen sollte.<sup>3)</sup> Nicht lange nachher stand im Grossen Rate das Kriminalrecht und mit ihm die Todesstrafe auf der Traktandenliste. Der Zürcher Escher hielt eine grosszügige Rede für Abschaffung der Todesstrafe. Wern-

<sup>1)</sup> H.-A. III, 112.

<sup>2)</sup> H.-A. III, 1445 f., 1456.

<sup>3)</sup> H.-A. IV, 231—251.



hard Huber aber trat ihm entgegen und suchte aus dem Naturrecht zu beweisen, dass die Todesstrafe so gut als die Notwehr gegen den Feind, der mir das Leben rauben will, berechtigt sei, ganz abgesehen davon, dass ihre Abschaffung im jetzigen Moment nur alle Vaterlandsfeinde stärken würde. Die Rede enthält allerlei merkwürdige Stellen, zum Beispiel über die Gefängnisse und ihre mehr oder minder grosse Scheusslichkeit, wobei Huber durchblicken lässt, dass ihm allzu menschliche Gefängnisse nicht willkommen wären, warum? Es würde dadurch das Abschreckende dieser Strafen wegfallen, und es wäre ja dann am Ende für die ganz Armen im Gefängnis besser als in der Freiheit gesorgt.<sup>1)</sup> Solche Erwägungen bei einem Menschenfreund wie Huber können wahrhaft erschrecken. Überhaupt aber fällt der Kontrast seiner Gefühle und Stimmungen widerwärtig auf. Festsentimentalität mit obligatorischen Bruderküssen und Freudentränen hat in seinem Kopf Platz dicht neben kalter, grausamer Brutalität gegen die Rebellen und Staatsfeinde. Wir kennen denselben Kontrast gesteigert bei Robespierre. Mehr als einer unserer helvetischen Parlamentarier erinnert in seinen schwachen Stunden an das Vorbild des französischen Schreckensmannes im Guten wie im Bösen.

Um so erfreulicher ist es, gegen Ende der ersten helvetischen Periode Wernhard Huber an der Spitze der Einsichtigen zu begegnen, die etwas gelernt haben aus den Wechselfällen der Revolution. Der nach der Entfernung Laharpes Neubestellte Vollziehungsausschuss beantragte den gesetzgebenden Räten die Erklärung der Amnestie für politische Verbrechen, und Huber fiel der Auftrag zu, das Kommissionsgutachten des Grossen Rates aufzusetzen und vorzutragen. Er gab seinem Referat eine begründende Einleitung, die als sein persönliches Bekenntnis aufzufassen ist. Es beginnt schwülstig: „Wie dem Freunde der wahren Freiheit, dem ächten Freunde seines Vaterlandes Gerechtigkeit unverletz- bare Pflicht ist, so ist Menschlichkeit und Grossmut seine Lieblingstugend. Dem Besiegten verzeihen, den Verirrten begnaden ist ein Fest für seine Seele.“ Dann aber geht Huber den

<sup>1)</sup> H.-A. IV. 434 f.



Ursachen der meisten politischen Verbrechen nach und findet sie in der Unwissenheit, allgemeiner noch in der Relativität der menschlichen Natur. „Durchgehen Sie mit stiller Überlegung die Geschichte der Menschheit von Codrus bis zum Friedrich und fragen Sie sich, ob Sie in einem der verstorbenen oder noch lebenden Helden ein wirkliches Ideal der Vollkommenheit finden können! Fragen Sie sich, ob von anfang bis jetzt ein untadelhafter Entwurf einer Staatsverfassung ans Licht gekommen, ob Gründe da seien zur Hoffnung, dass in den nächsten Jahrhunderten einer erscheinen oder gar eingeführt werden könne. Wie verzeihlich ist also politischer Irrtum in den Handlungen, da er unvermeidlich in den Meinungen ist!“ Vom Allgemeinen wendet er sich dann der Schweiz zu, um es verständlich zu machen, weshalb die helvetische Staatsform auf so vielfachen Widerstand stossen musste. Den so ausserordentlich verschieden empfindenden Stämmen der Schweiz wurde „eine jähliche Vereinigung mit Bedingungen, die keinem behagen konnten, durch Gewalt der Waffen aufgedrungen, und es hätte bei Selbständigen, Redlichen, Tapfern, aber grossenteils Unwissenden und Kurzsichtigen keinen Widerspruch, keine hartnäckige Widersetzlichkeiten hervorbringen sollen? Das war unmöglich. Jetzt fügen wir hinzu, dass alle Regierungen und Beamten dieser Landschaften ihre Gewalt, ihre Vorzüge und ihre Stellen niederlegen mussten, deren ein grosser Teil das Bewusstsein hatte, sie gewissenhaft verwaltet zu haben. Die mächtigste Regierung der Eidgenossenschaft hatte dieses Bewusstsein einige Jahrhunderte lang von Geschlecht zu Geschlecht, ihre Untertanen mit Gerechtigkeit, mit Klugheit regiert, das Land in Flor erhalten und die Einkünfte des Staates mit Treue verwaltet und geöffnet zu haben. Viele der genannten Völkerschaften genossen, weil sie klein waren, Jahrhunderte lang den süssen Besitz der unmittelbaren Volksregierung. Kaum einige hatten über Bedrückung, keine über unmässige Tyrannei zu klagen. Alle hatten sich eines langen Friedens und viele eines blühenden Handels und Wandels zu erfreuen. Alle segneten die Vorsehung für das Glück, Schweizer zu sein...“ Und dann schildert Huber, was für ein Haufen von Unglück mit der Staatsverän-

derung über die zuvor so glücklichen Schweizer hereinbrach und vergisst dabei nicht, zu diesem Unglück auch die Fehler der neuen Regierung und ihrer Behörden zu rechnen. „Neue, oft unpassende, oft allzu strenge Gesetze, die Folgen einer unerfahrenen, sich in ihren Massregeln oft widersprechenden Regierung, eine verwirrte Gerechtigkeitspflege, kurz der Übel so viele und mannigfaltige, dass eine Nation von Engeln nicht rein von Sünden in diesem oder jenem Sinn geblieben wäre. In der Regierung herrschte bald der Wahlspruch: *Salus populi suprema lex esto*, und er wurde nur allzu oft ohne gehörige Behutsamkeit angewandt. Bald war wieder das *Fiat justitia et pereat mundus*! an der Tagesordnung und sollte ohne Rücksicht und Einschränkung ausgeübt werden“ etc. In diesem Tone bewegt sich der ganze Schluss der Einleitung.<sup>1)</sup> Man versteht ein wenig den Grossrat Rellstab vom Zürichsee, der beim Anhören dieser Einleitung nicht wusste, ob er wache oder träume, ob er sich noch unter seinen bisherigen Kollegen befinde oder ob eine zukünftige Gesetzgebung hier sei, die alle unsere Handlungen bloss nach ihren Wirkungen streng kritisierte und ganz einseitig beurteilte. Direkt gegen Huber gewendet, ruft Rellstab aus: „Wer verteidigte unter uns alle jene ausserordentlichen Gerichte, Prozessformen und Gesetze? War es nicht der Verfasser des vorliegenden Reports? Er sagt uns, man solle planmässig handeln, nicht heute so und morgen anders; gibt etwas einen grössern Beweis als der Vortrag von der Inkonsequenz und Veränderlichkeit der Gesetzgeber Helvetiens?“<sup>2)</sup> Aber Huber blieb die Verteidigung nicht schuldig. Er redete noch deutlicher als zuvor: „Die angeblichen Lobsprüche auf die alten Regierungen enthalten, meint er, „blosse Gerechtigkeit; denn wer jetzt ein wenig die verschiedenen Ideale betrachtet, die man nach einander selbst in den republikanischen Regierungsformen aufstellte, wird leicht sehen, wie sehr man über politische Systeme sich irren kann, wie verzeihlich es ist, hierin zu irren, wie sehr man also auch Andersdenkenden Gerechtigkeit schuldig ist, sobald man ihnen keine andern Vorwürfe zu machen hat. Auch ist es wahrlich

---

<sup>1)</sup> H.-A. V. 788 f.

<sup>2)</sup> H.-A. V. 793.

nicht lächerliche Wankelmütigkeit, seine Ideen hierüber zu ändern; im Gegenteil bringt es wahrlich mehr Ehre, zu ändern, wenn man überzeugt ist, als hartnäckig auf einstigen Äusserungen bleiben zu wollen.“ Und dann fährt er fort, dass die Gerechtigkeit es fordere, den meisten alten Regenten das Zeugnis zu geben, dass sie das Gute beabsichtigt und das Wohl des Vaterlandes im Auge hatten; „die Art, wie die ehvorige Regierung von Basel abgetreten ist, gibt hiefür redenden Beweis.“ Ebenso will Huber vor der ganzen Welt und mit der Geschichte in der Hand öffentlich behaupten, dass viele alte Regierungen ihr Vaterland sehr treu und gut verwaltet haben; er stellt hiefür das Beispiel des alten Kantons Bern auf, wogegen wohl niemand etwas einwenden werde. Ebenso wagt er nochmals zu behaupten, dass unter der alten Ordnung keine allgemeine Tyrannei oder Unterdrückung des Volkes stattfand. Überall geschahen einzelne tyrannische Akte, und zwar in Demokratien am meisten, und so war es auch bei uns. Er denkt dabei freilich weniger an die letzten Konvulsionen der alten Regierungen als an die frühern Zeiten der Ruhe. Was die persönlichen Vorwürfe betrifft, so gibt er zu, dass er zuerst im letzten Jahr von Kriegsgerichten gesprochen habe, aber nur für alle Fälle, die als militärische zu betrachten seien; als die Sache ausgedehnt wurde, habe er Entlassung aus der Kommission gefordert, die ihm verweigert wurde; nie habe er zur Organisation derjenigen Kriegsgerichte gestimmt, die wir wirklich erhalten haben.<sup>1)</sup> Diese Selbstverteidigung ist nicht glücklich. Es steht fest, zumal aus der Korrespondenz Hubers als Regierungskommissär von Solothurn mit dem Direktorium, wie sehr er damals vom Geist der blossen Gewalt überwältigt war. Nur um so mehr Achtung verdient seine späte Sinnesänderung und der Mut, mit der er sie vor der Versammlung eingestand. Der Fortgang der Revolution hat Huber zur Vernunft zurückgebracht, die er zeitweilig verloren hatte.

Im Sommer des Jahres 1800 schien Hubers politische Laufbahn zu Ende gehen zu wollen. Zu den Mitgliedern des Grossen Rates, die verfassungsgemäss durch das Los zum Austritt genötigt wurden, gehörte auch Wernhard Huber;

<sup>1)</sup> H.-A. V. 794 f.

der Entscheid darüber fiel am 1. August.<sup>1)</sup> Allein wenige Tage darauf, am 8. August, bereitete der zweite Staatsstreich den beiden helvetischen Parlamenten überhaupt ein Ende und unter den glücklichen 35, welche der Vollziehungsausschuss zu einem neuen gesetzgebenden Rat berief, befand sich unser Huber, der dadurch aufs neue einen parlamentarischen Sitz gewann.<sup>2)</sup> Da die Protokolle in der neuen gesetzgebenden Behörde nach andern Grundsätzen verfasst wurden, als während der ersten Periode der Helvetik, lässt sich Hubers Anteil an den Geschäften, lässt sich besonders die Entfaltung seines rednerischen Talentes nicht mehr im Detail verfolgen. Wir wissen nur, dass man ihn auch in dem neuen Rat sehr zu schätzen wusste. Er wurde gleich im Anfang in die Kommission für Polizeigesetze und in die Kommission für ein bürgerliche Gesetzbuch gewählt,<sup>3)</sup> wurde dann beauftragt, den Text der neuen helvetischen Proklamation an das Volk zu entwerfen.<sup>4)</sup> Sonst ist wenig genug von seiner neuen Tätigkeit bekannt. In der neuen Zehntendebatte vom September 1800 stimmte Huber gegen die Wiedereinführung des Grossen Zehnten zuhanden des Staates;<sup>5)</sup> dem Professor Tralles, der in Bern sich niedergelassen hatte, verschaffte er das Ehrenbürgerrecht.<sup>6)</sup> Im Herbst 1801, als durch die Verfassung von Malmaison die Tage des alten helvetischen Parlaments zu Ende gingen, hörte auch Hubers parlamentarische Tätigkeit auf; am 28. Oktober hat er dort sein letztes Protokoll abgeschlossen.<sup>7)</sup> Aber er blieb in Bern; die Bibliothek der helvetischen Behörden stand noch bis im November unter seiner Leitung.<sup>8)</sup> Die neue helvetische Vollziehungsbehörde wählte den sprech- und schreibgewandten Mann zu einem ihrer Sekretäre; als solcher fuhr er fort,

<sup>1)</sup> H.-A. V. 1488.

<sup>2)</sup> H.-A. V. 1525.

<sup>3)</sup> H.-A. VI. 29.

<sup>4)</sup> H.-A. VI. 43.

<sup>5)</sup> H.-A. VI. 242.

<sup>6)</sup> H.-A. VI. 296.

<sup>7)</sup> H.-A. VII. 638.

<sup>8)</sup> H.-A. VII. 692.

der helvetischen Republik wertvolle Dienste zu leisten bis zum Beginn der Mediationszeit. Unter dem 7. März wurde ihm von der abtretenden Behörde ein Dienstzeugnis erteilt.<sup>1)</sup>

Nach Basel ist Wernhard Huber nicht mehr zurückgekehrt. In dem Basel der Mediation wehte ein scharf reaktionärer Wind; man war dort schlecht zu sprechen auf die Führer und Veranstalter der Revolution vom Jahr 1798. Wernhard Huber blieb das schwerste Geschick nicht erspart, das Los, in seiner Heimat völlig entwurzelt zu sein. Man weiss darum auch in Basel so gut wie nichts von Ausgang seines Lebens. Fest steht nur, das Huber in Bern am 10. Januar 1818 gestorben ist; auch seine Frau Judith starb 1823 ausserhalb Basels in Aarwangen.

Es ist ein Leben, von ausserordentlich tiefen Wandlungen und Wechseln erfüllt. Im Schoss der Brüdergemeinde beginnt es dann zieht die Aufklärungsphilosophie es auf ihre Höhen empor und mit Sturm und Drang und der Freundschaft mit Lavater nimmt es eine neue religiöse Wendung. Sie dauert nicht lange; die Religion hat diesem hin und her geworfenen Herzen keinen festen Halt und keine Ruhe zu geben vermocht. Kaum bricht in Frankreich die Revolution aus, so ergreift sie Besitz von dem enthusiastischen Mann und reisst ihn in ihre Strudel. Er ist dabei, als man in Basel Revolution macht, er hilft mit, die ganze Schweiz revolutionieren. Aber die politische Laufbahn entsprach keiner tiefen und echten politischen Begabung. Huber war vor allem Rhetor auch als Politiker. Als solcher war er immerhin ehrlich genug, seine Fehler einzusehen nach zwei Jahren parlamentarischer Tätigkeit. Aber das Band, das ihn mit der Vaterstadt verband, hat er selbst durch sein politisches Ungeschick zerreißen helfen. Als Fremder stirbt er ausserhalb der Heimat in Bern, von seinen einstigen Freunden und Gesellen verlassen. Zur gerechten Beurteilung Hubers wäre Kenntniss seiner letzten Lebensjahre unbedingt nötig. Da sie uns fehlt, wird der Historiker auf ein letztes Urteil über den denkwürdigen Mann verzichten müssen.

---

<sup>1)</sup> H.-A. IX, 1207.

